



Nr. 1.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspretsliste
unter Nr. 1694 e eingetragen.

Berlin, den 5. Oktober.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1889.

Inhalt: Prospekt. — Schnediges Viechen. Von Hans Hopfen. — Arthorlöwen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. — Die Zukunft der Schulen in Deutschland. Von Professor Dr. W. Grever. — Die politischen Sympathien der Schweizer. Von J. B. Widmann (Bern). — Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Spielhagen. — Die Teilung Frankreichs. Von Faustus. — Eine Erdtranche unserer Kammermusik. Von Moriz Moszkowski. — Der Realismus des Regisseurs. Von Fritz Mauthner. — Das Rationaldenkmal für Wilhelm I. Von P. Bisher. — Kleine Kritik.

Allen Deutschen, die empfänglich sind für das Streben und Ringen unserer Tage, soll unsere neue Wochenschrift „Deutschland“ ein Brennpunkt sein, in dem sich die zerstreuten Strahlen des deutschen Geisteslebens sammeln.

Nicht ein Familienblatt in hergebrachter Weise, noch ein rein wissenschaftliches Gelehrtenblatt soll unser „Deutschland“ werden. Für das ganze gebildete Publikum soll „Deutschland“ in allen Dingen der wahre Ausdruck unserer Zeit, ihres geistigen Verdens und Schaffens sein.

In Novellen und Skizzen, die, in Form und Inhalt gleich vollendet, sich nicht ängstlich abwenden von den Kämpfen unserer Tage, wird „Deutschland“ einen anregenden und fesselnden Unterhaltungsstoff bieten.

Das geistige Leben unserer Zeit mit all seinen wechselnden Strömungen und Gegenströmungen auf den Gebieten der Litteratur, Kunst und Wissenschaft soll unser „Deutschland“ wieder spiegeln in einer Kritik, die, frei von allen Nebenrücksichten, frei insbesondere auch von veralteten Anschauungen, den Stoff durchdringend, in edler Form nur die Wahrheit erstreben und verfechten will.

Aus der reich gegliederten Entwicklung des technischen und industriellen Lebens wird „Deutschland“ diejenigen Zweige herausheben, welche das Interesse der Gesamtheit berühren.

Auch die sozialen und politischen Fragen sollen eine so freie und sachliche Beleuchtung erfahren, daß, was immer dem Wohl unseres Volkes, was dem Kultur-Schritt der Menschheit frommt, sich abklärt von den vergänglichem Sonderbestrebungen des Tages.

Alle großen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, sollen in so ansprechender, fesselnder Form behandelt werden, daß jeder denkende deutsche Mann, jedes geistig strebende deutsche Weib „Deutschland“ mit Genuß und Befriedigung liest und bald jede Nummer mit Ungeduld erwartet.

Um dies hohe Ziel zu erreichen, um in unserer Wochenschrift „Deutschland“ das ganze deutsche Geistesleben der Gegenwart zusammenzufassen, haben wir uns die Mitwirkung der hervorragendsten Dichter, Gelehrten, Kritiker und Publizisten gesichert.

So dürfen wir denn vertrauen, daß „Deutschland“ eine Zeitschrift werde, in welcher jeder Leser alles sucht und findet, was die Zeit Großes und Neues stift und schafft, eine Zeitschrift, die für jeden gebildeten Deutschen unentbehrlich ist.

Die Redaktion: Fritz Mauthner.

Die Verlagshandlung: Carl Flemming.

Schneidiges Liebchen.

Eine neue Geschichte des Majors.

von

Hans Hopfen.

✻

„Eine erste Liebe? . . . Himmeltausendschockschwerenot! . . . Aber ein schneidiges Mädchen war's, das weiß Gott!“ rief der Major und lachte, daß die blanken Zähne unter dem roten Schnauzbart sichtbar wurden. Dann blieben die streichelnden Finger über dem Schnurrbart wie in Erinnerung entgeistert starr stehen, während die blauen Augen in eine weite, weite Ferne hinauszusehen und liebliche Gestalten in paradiesischen Gefilden, freud- und leidvolle Herzen in einer Welt von Schäumen und Träumen, verlorenes Glück und wiedergewonnenen Frieden zu erblicken schienen.

Eine Zeitlang bewahrten wir jungen Dächse um ihn herum ehrerbietiges Schweigen. Ein jeder hatte das Gefühl, es ginge durch ein zufällig ausgesprochenes argloses Wort beschworen, jetzt etwas wie ein heiliges Berühren über die Saiten seiner Seele, darein sich der rauhere Klang unserer Nachtschlaune nicht einmischen und unsere weinfröhe Stimmung keine Dissonanz hervorrufen dürfte. Kein Wort fiel, kein Glas wurde gehoben, kein Stuhl gerückt, bis er selbst den Bann, der aus einer besseren Welt ihn anwehte, mit kurzem Auflachen und mit den wenigen Worten brach: „Es war zu toll!“

Dann sah er uns, ich will nicht sagen, mit feuchsten, aber doch mit seltsam glänzenden Augen an und fügte hinzu: „Erztoll, himmeltoll, unglaublich! Aber doch schön, sehr schön!“

„So erzählen Sie doch, wie's gewesen und wie's dabei zugegangen ist, Herr Major!“ riefen wir alle wie aus einem Munde, und jetzt knarrte der Estrich von nähergerückten Stühlen, ächzte der Tisch unter den herangeschobenen Gläsern, und dichter kräuselten sich die Rauchwölkchen unserer Cigarren um das heitere Haupt empor, das lächelnd auf uns hin und her blickte, die wir es bittend und drängend umgaben.

„Herr Major, Herr Major,
Wir sind schon wiederum ganz Ohr!“

sangen die jüngeren nach bekannter Melodie, während die erprobte Kommandostimme eines höheren Stabsoffiziers gebieterisch aufmunternd dazwischen schmetterte: „Na, liebster Herr Oberstwachmeister, heraus mit der Geschichte; wie war's dem mit Ihrer allerersten Liebe, mit dem kleinen Kopf jener Riesenschlange, deren Ende noch heute gar nicht abzusehen ist? Davon haben Sie uns ja noch nie ein Sterbenswörtchen erzählt.“

„Es ist auch nicht ganz leicht, diese Aventüre zu erzählen,“ sagte der Major. „Ich habe selber, wie ich eben merke, beträchtliche Zeit gar nicht mehr daran gedacht. Aber so unscheinbar war das Köpfschen der Riesenschlange doch nicht, wie der Herr Oberst meine bescheidene Liebchastenreihe zu nennen beehren. Im Gegenteil, ganz beträchtlich und mit Zähnen scharf bewaffnet und mit einem funkelnden Krönlein auf dem Scheitel, das Blitze warf wie das einer Königin aus dem Märchenlande.“

„Wetten, daß es ein Freiherrn-Krönchen war,“ rief einer aus dem Hintergrunde der Gesellschaft, der zu des Majors

Intimen gehörte und etwas von der alten Geschichte wissen mochte.

„Ach, Du vorlauter Schwesternöter,“ antwortete der Major.

Der andere aber drängte sich vor und sagte scherzhaft leise und die Hand — wie um den Schall der Stimme abzudämpfen — vor dem Munde: „Kinder, ich könnte Euch das schaurig-süße Geheimnis verraten; die Pointe dieser Geschichte vor ihrer Entwicklung und Katastrophe preisgeben. Aber ich will nicht so grausam sein und nur soviel ausplaudern, daß seine damalige erste Liebe heutigentags als die frommere Hälfte eines kommandierenden Generals über ihren Eheherrn und einen Teil seiner Division einen furchtbaren Pantoffel schwingt.“

Ein allgemeines Gebrüll beantwortete diese Enthüllung. Alles lachte und schrie durcheinander, und einige thaten dergleichen, als wollten sie vor einer Erzählung, deren Heldin eine so streitbare Matrone wäre, ihr Heil in schleuniger Flucht suchen. Natürlich blieben sie gleich darauf erst recht süßen, als der Major in den Haufen rief: „Habt Euch doch nicht so! Der Teufel war auch einmal jung und da hieß er Lucifer und war ein Engel des Herrn, strahlend in Schönheit, Armut und Seligkeit, und hatte Gewalt über die Menschen, die nach ihm schmachteten . . . und das wie!“

„Da war aber einer,“ rief der Spötter dazwischen, „der fing sich den Engel ein und degradierte ihn zunächst zu einem menschlichen Wesen, indem er ihn unter die sogenannte Haube brachte, worunter bekanntlich alle Cherubim und Seraphim das Teufelische kriegen und manchmal dazu ein Paar Hörnchen zum Stoßen und Krallen zum Kratzen, Greifen und Würgen.“

Der Major zuckte mitleidig die Achseln und sagte gelassen: „Und wie haben wir den Mann um diese Frau beneidet! Ich weiß nicht, ob sie schön war. Mir kam sie jedenfalls wunderschön vor. Bildhübsch war sie gewiß, — das sagte die ganze Stadt, — und dabei von herzgewinnendem Liebreiz und unwiderstehlicher Armut.“

Die Teufelstape, von der Du dort hinten, lieber Freund, soviel Aufhebens machst, war damals ein allerliebstes Sammetpöfchen, von dem man sich gerne streicheln und unter Umständen auch schon was gefallen ließ. Etwas wie Teufelstrahlen waren freilich schon damals daran zu spüren. Das will ich nicht nur nicht leugnen, sondern, wie mich diese süßen Strahlen so erbärmlich zurichteten, das soll ja eben meine heutige Geschichte Euch zu Gemüt führen, wenn's gefällig ist.

Es war wirklich meine erste Liebe. Solang ich mich erinnern kann, war ich der kleinen Seraphine zugethan. Wir waren gewissermaßen miteinander verwandt, wenn schon entfernt. Cousin und Cousine à la mode de Bretagne. Wir wuchsen miteinander auf. Ich war ein wilder Junge, und sie gab mir, weiß Gott, nichts nach. Wir spielten miteinander, wir prügelten uns, wir verhöhnten uns, eins heftiger als das andere, und als wir in die Jahre kamen, wo Gott Amor zum erstenmal unsere Flügel hebt, da waren wir ineinander verliebt und bildeten uns ein, daß es immer so gewesen wäre und in alle Ewigkeit also bleiben würde.

Kurze Zeit darauf, mitten in der süßsauren Entfaltung unserer Herzen, wurden wir zum erstenmal im Leben getrennt. Seraphine ward, um ihre Bildung zu vollenden, in ein französisches Pensionat, in die Schweiz gebracht. Ich ward, nach einigen Scharmützeln mit der hochwohlweisen Prüfungskommission

sion, für würdig befunden, die untersten Stufen meiner militärischen Laufbahn zu beschreiten.

Aus den Augen, aus dem Sinn! Da hatten wir unsere Probe auf die ewige Dauer tiefeingewurzelter Leidenschaft. Ich will aber Seraphinen nicht unrecht thun. Sie blieb vielleicht in ihrem Denken und Empfinden dem Liebsten in der Fremde wirklich treu. Ich ihr in der Quälerei mit taktischen und strategischen Begriffen, ballistischen und kavalleristischen Studien, im Staub des Exerzierplatzes, im berausenden Gewühl der großen Stadt, nicht einmal in Gedanken. Wie's eben einem jungen Menschen geht, der kaum ausgewachsen in eine neue Umgebung, in einen neuen Stand, in ganz andere Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten versetzt wird.

Nicht, daß ich mich ernstlich in jemand andern vergafft hätte! Mir ging nur die alte Kinderliebe mit allen anderen Kindergeschichten nach und nach aus dem Sinn und aus dem Gedächtnis. Einen Briefwechsel hatten wir nicht verabredet, in der Überzeugung, daß ein solcher der Institutsvorsteherin, die sehr streng und sehr schlau sein sollte, nicht verborgen geblieben und von derselben zum Heile der ihr anvertrauten Seelen mit ebenso rücksichtsloser als sicherer Hand unterschlagen worden wäre. Als Seraphine nach anderthalb Jahren wieder in unser Residenzstädtchen zurückkehrte, war ich lang auf andern Gedanken und ging andere Wege; die führten nicht nach Hause und nicht zu ihr zurück.

Aber etwa zehn Monate später fügte sich's plötzlich, daß das Schicksal auch mich wieder unter das elterliche Dach heimbrachte. Mein lieber Vater mochte sich wohl sehr darum bemüht haben. Auf ein gnädiges Wort Seiner Hoheit, unseres regierenden Herzogs, ward ich bei meiner Beförderung als frischgebakener Lieutenant in sein Kavallerie-Regiment und bald in die Leibschwadron versetzt, und kam wenige Monate darauf nach der Residenz in Garnison.

Noch nicht zwanzig Jahr alt und Lieutenant, grasgrün, vom naivsten Hochmut nur so besessen, vom neuen Bewußtsein seines Standes und Ranges nur so berauscht und ganz voll von Kriegsbedürfnis und Schlachtendrang, so daß man in der zahmsten und molligsten aller Friedenszeiten jeden Morgen aus dem Schlaf emportaumelte in der heiligen Überzeugung, man habe eben schießen und Generalmarschschlagen hören und jetzt ging's los gegen Gott weiß wen und alle Welt — Kameraden, Ihr seid ja alle einmal junge Lieutenants gewesen. . . . Einige von Euch sind es sogar noch. . . . Ihr wißt, wie einem da zu Mute und ob das die Stimmung ist, in der man Sentimentalitäten nachhängt und um den Kost sich bekümmert, den alte Liebe vielleicht angefaßt haben möchte. Da hat man andere Kapten im Kopf.

Auch als ich wieder in unser Städtchen eingelehrt war und es im Glanze meiner Schutz- und Trutzwaffen glücklich durchschlenderte, fiel mir das Mädel kaum in den Sinn, mit dem ich noch vor drei Jahren „Kämmerchen vermieten“, „Plumpfad“ und andere Spiele gespielt hatte. Alle Zeit, die der Dienst übrig ließ, ward von meiner Familie in Anspruch genommen; hatte sie doch den einzigen Sohn und Stammhalter über zwei Jahre gänzlich entbehren müssen. Die Herzensfreude meines guten Vaters, seinen Jungen in der nämlichen Uniform vor sich zu sehen, die er selbst in Krieg und Frieden ehrenvoll getragen hatte, rührt mich noch heute, wenn ich daran denke.

So ward's Winter, so ward's Faschingszeit, und die Lieutenants in der Stadt freuten sich nicht wenig, zum erstenmal zu Hofe zu gehen. Ich auch!

Bei diesem langersehnten ersten Hofball war mir das Glück in ganz außerordentlichem Maße günstig. Der regierende Herzog hatte, wahrscheinlich aus Freundschaft für meinen Alten, bei der Vorstellung ein paar Worte für mich übrig, und als er mich im Laufe des Abends noch einmal mit freundlicher Ansprache beglückte, gab es die Gunst des Augenblicks, daß ich nicht umhin konnte, einige Worte ehrerbietigt zu erwidern.

Nun war ich schon von Kindesbeinen an ein Freund von Geschichten, und so kam es ganz wie von selber, daß ich meiner unterthänigsten Antwort eine kleine Anekdote einverleibte, die ich weiß Gott wann und wo aufgeschnappt hatte. Über mein Unterfangen jetzt selbst verblüfft, war ich wenigstens Ehre damit einzulegen beflissen, und erzählte so gut wie möglich und drechselte die Pointe nicht übel heraus. Ich mochte wohl gehört haben, daß Seine Hoheit so kleine gefalzene Scherze liebte, wenn man sie passend servierte. Auf's Alter derselben kam es Serenissimo dabei gar nicht an, nur daß sie geziemend und appetitlich gereicht wurden. Mein Vater neben mir ward starr und bleich, als er mich vor unserm gnädigsten Herrn einen grauen Meidinger austramen hörte. Mit Unrecht. Man kann bei Hofe die ältesten Scherze erzählen, wenn man's nicht ungeschickt macht; denn in jene höchsten Regionen steigen durchaus nicht alle Kalauer und Anekdoten hinauf, mit denen man sich an der Basis und auf halber Höhe so freigebig regaliert, und man hat oft mit einem lustigen Hiftörchen unerwartetes Glück, bei dessen ersten Worten Ihr, semper novissimarum rerum cupidissimi, entrüftet auf einen der ältesten Jahrgänge der fliegenden Blätter verweisen und den Erzähler mit stürmischen Au-Au's zum Schweigen bringen würdet.

So gelang's auch diesmal. Ich hatt' es arglos gegeben, weil's mir eben eingefallen war und wie's mir herauszusagen Freude machte. Und Seine Hoheit hatten gleichfalls Freude daran. Sie geruhten ganz außergewöhnlich zu lachen und sich von mir mit strahlendem Gesicht abzuwenden.

Das war mein Glück und Unglück, wie man's nehmen will; denn ob ich all den Sturm und Drang, all das Sehnen und Herzeleid erfahren hätte, wenn mich unser gnädigster Herr im Haufen hätte stehen lassen und nicht durch seine schallende Heiterkeit zum geistreichen Mann an jenem Abend und zum interessantesten Jüngling für diesen Winter gemacht hätte — wer weiß!

So nun streckte manch weißes Hälschen sich aus abfallenden Schultern nach mir, als ich wie begossen von Gold und schamrot vor Glück am Arm meines aufrechten Alten vorüberging, und manches stolze Augenpaar blieb neugierig auf mir weilen, das unter gewöhnlichen Umständen den neugebackenen Lieutenant keines Blicks gewürdigt hätte.

Unter diesen Augenpaaren war eines, das mich besonders gütig und gleich darauf sehr wütig anblickte; diese Wandlung im Gesichte der jungen Dame war so überraschend, daß ich meinen Vater fragte: „Was hat denn die?“

„Wer? . . . die? . . . Ja, kennst Du denn Seraphinen nicht mehr?“

„Herrgott, die hatt' ich wirklich nicht wieder erkannt! Hat sich ja ganz prächtig entwickelt!“

„Glaub's!“ antwortete mein Vater, „Seraphine gilt zur

Zeit für das hübscheste Mädchen am Hof und in der Stadt.“ Damit wandte er sich schon der entferntesten seiner Mägen zu, ohne zu ahnen, daß es eine furchtbare Unvorsichtigkeit ist, einem jungen Lieutenant etwas derartiges zu sagen.

Mein Vater ließ uns sofort die alte Bekanntschaft erneuern, richtete aber sein Gespräch und seine Aufmerksamkeit bald mehr auf andere Mitglieder der Familie und der Hofgesellschaft, so daß wir zwei nach fast drei Jahren zum erstenmal ziemlich ungestört, wenn auch nicht lange miteinander plaudern konnten.

Ich ward zärtlich angeblickt und dabei aufs härteste gescholten. Seraphine erklärte mir ganz leise, ich sei eine durch und durch trennlose, verderbte Natur und jeder wahren Liebe unfähig. Sie versicherte mir, daß sie nie wieder ein freundschaftliches Wort mit mir reden werde. Sie bat mich ohne jede Beschönigung, meinen Besuch in ihrer Eltern Hause zu dieser und jener Stunde zu machen, wo sie sicher nicht daheim wäre. Sie warf mir mit bebendem Atem vor, daß ich sie um das Glück ihres Lebens, um den Schlaf ihrer Nächte, um den Glauben an die Menschheit gebracht hätte. Alles das unterbrochen von den Drehungen eines Contretanzes und begleitet mit glühenden Blicken, die sich wie mit Häkchen an mich zu hängen schienen.

Ich war jung, und das Mädchen war schön. Die Schönste von allen. Und ihr hatte ich — ich konnt' es nicht leugnen — Liebe und Treue geschworen mit den haarsträubenden Eiden eines Sechzehnjährigen. Sie hatte mir Treue gehalten. Ich hatte sie vergessen, — auch das war nicht zu leugnen. Bald kam ich mir selber wie ein Verbrecher und überdies wie ein großer Narr vor. Ich hatte eine Liebe ohnegleichen, ich hatte die Liebe des herrlichsten Mädchens, der gefeiertsten Schönheit verscherzt trotz meiner strahlenden Lieutenantsuniform, trotz des Standes der Gnade, in welchem ich an diesem Ballabend vor aller Welt wie zwei Zoll hoch über dem Erdboden schwebend wandelte.

Ich machte mir, mit irgend einer anderen Dame waltend, die mir bei solcher Gemütsverfassung sehr gleichgültig war, die bittersten Vorwürfe. Die Angst, eine solche Fremdin wirklich durch eigene Schuld verloren zu haben, in einem Augenblick verloren zu haben, wo sie alle anderen ihres Geschlechtes übertrahle und alle anderen mich mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit auszeichneten, machte mich halb toll und ganz und gar verliebt. Sobald ich meine Tänzerin los werden konnte, trieb es mich wieder in Seraphines Nähe. Sie war von Anbetern umlagert, von Tänzern, die sie um eine Tour oder doch wenigstens eine Extratour anflehten, umringt. Der eine hielt ihren Strauß, der andere ihren Fächer, der dritte flog davon, ihr eine Erfrischung zu erkämpfen und wär' es mit Gefahr, einen Haushofmeister oder gar einen Ceremonienmeister zu rumpeln. Vier andere stießen über dem hoffnungslosen Studium ihrer Tanzkarte heftig mit den Köpfen aneinander, daß sie knallten wie zusammenprallende Billardkugeln. Andere umringten sie, um für ihre Unterhaltung zu sorgen, und schlugen ihres Wikes Pfauenräder.

Sie aber sah finster über all diese Besessenheit, über alle diese Huldigungen hinweg unverwandt nach dem einen, der in dieser Minute sich ihr nicht nähern wollte; denn es war mir ebenso unmöglich, in jene nichts sagenden Ballgespräche und oberflächlichen Schmeicheleien einzustimmen, als es undenk-

bar war, vor den Ohren dieser Banausen mein heiliges Herzensgeheimnis zu verraten.

Auch ich mag sie dabei, aus mäßiger Entfernung, doch wie man so sagt, mit ganzer Seele angeblickt haben. Ich ward darüber etwas nervös. Mir war, als wären wir beide nunmehr ganz Auge und Wüchsen unsere Augen einander immer näher und näher. Die Wände schienen einige Sekunden um mich zu freigen. Und siehe da, auf einmal befand sich Seraphine in der That dicht vor mir, während die zwei Reihen ihrer Verehrer, wie von Stammen und Reid gelähmt, regungslos beiseite standen und mich anstarrten.

„Mich dünkt doch, dieser Walzer gehört Ihnen, Herr Lieutenant?“ sagte sie und ließ das Ballkärtchen um ihren rechten Zeigefinger kreiseln. Ich bot ihr den Arm und machte fehr gegen die Gaffer, obwohl ich recht gut wußte, daß sie mir jede Bitte auch um den kürzesten Reigen rund und trocken abgeschlagen hatte.

„Sind Sie unwohl?“ fragte sie mich barsch.

„O nein!“ stieß ich jubelnd hervor.

„Sie sahen eben so aus,“ sagte sie kalt.

„Mir schwindelte ein wenig vorhin,“ sagte ich. „Auch jetzt schwindelt mir. Aber vor Glück!“

„Warum?“ war ihre trockene Entgegnung.

„Weil ich unverhofft Sie endlich wieder einmal in meine Arme schließen darf.“

„Bildn Sie sich nichts ein! Ich wollte dem faden Geschwätz jener süßlichen Menschen entinnen, das mich anwiderte, das ich nicht länger mit anhören konnte, in einem Augenblick, wo meine empörte, mißhandelte Seele rast vor Wut und vor Verachtung.“

Sie krallte sich dabei mit allen fünf Fingern so heftig in meinen Arm, daß ich nicht dem geringsten Zweifel Raum geben konnte, wer etwa der Unglückselige wäre, der ihre Wut und Verachtung herausforderte.

Da hub sie noch im Gehen wieder an: „Und noch was wollt' ich. Ich wollte noch einmal mit dem Menschen tanzen, dem ich als thörichter Backfisch mein ganzes Herz geweiht hatte, dem ich in kindlicher Unschuld in allen Lebenslagen, fern oder nah, froh oder betrübt, unverbrüchliche Treue halten zu sollen vermeinte. Ich will Abschied nehmen von diesem dummen Traum. Abschied für immer, daß Sie's nur wissen. Einmal noch, damit Sie vielleicht etwas empfinden, das wie Neue schmeckt, das Sie, wenn die Geigen später wieder Tanzweisen vor Ihnen hören lassen, an ein Glück erinnern soll, welches Sie zu leicht vergaßen und das vielleicht doch begehrenswert gewesen wäre Oh“

Die Thränen liefen ihr über die Wange. Hastig fuhr sie mit dem Spitzentüchlein übers Gesicht. Es war ein Nu, und sie lächelte wieder in den Ballsaal hinein.

Und lächelnd sagte sie: „Psui über Euch alle! Und psui vor allem über Dich!“

Es klang wie Verdammnis, aber sie hatte mich in der Hast und Wut doch wieder Du genannt. Und ob mir grünem Renling auch die große Weisheit noch nicht aufgegangen war, daß man die Frauen nie nach dem beurteilen soll, was sie sagen, sondern immer nur nach dem, was sie thun, so war ich doch mitten im Gram auf einmal voll Freude; denn dieses Du hatte mich wie ein plötzlicher Lichtstrahl in der Finsternis getroffen, und wenn noch vor kurzem etwas gefehlt hatte, um

mich als einen der Glücklichen zu empfinden und zu wissen, so genügte es jetzt, dies liebreizende, vor Leidenschaft bebende Wesen im Arm zu halten und die leicht hin über das Parkett Schwebende an meine Brust zu drücken, mit der Kraft meines entzückten Armes Brust an Brust.

Wir flogen dahin wie die Götter. Seraphine walzte zum Entzücken. Auch sie hielt mich so fest, als müßte sie aus meinen Armen heraus sofort in einen Abgrund sinken . . . In den Abgrund des Vergessens, des Hasses, einer lieblosen, verbitterten, lebens- und trostlosen Verzweiflung . . . sie wie ich! Und dabei schienen oben auf der Estrade alle Liebesgötter aufzuspielen, und ich fühlte in meinen Adern eine unbeschreibliche Glückseligkeit.

Jugend, du Zauberin, die du in einer Schale Süß und Bitter zusammenrührst zum berauscheidenden Trank, zum wonnigsten Rausch, die du Holz und Stroh in eitel Gold, Sauerkräuter in Ambrosia und Menschen in Engel verwandelst, was wäre das ganze Leben ohne dich! Du allein erhöhst seinen Wert durch deine Feenkunst!

Wir hatten nicht aufgehört zu tanzen, nicht aufgehört uns fest umschlungen zu halten, bis die letzte Note des letzten Satzes des Straußschen Meisterwerkes verhallt war. Dann erst blieben wir stehen. Alle Pulse flogen mir. Sie zuckte mit den Wimpern, hob den Arm ein wenig und bewegte die Finger der linken Hand vor sich hin, als suche sie einen Halt. Ich glaubte sie einer Ohnmacht nahe, und da ich sie in der nächsten Minute wirklich wanken sah, streckt' ich die Arme aus und fing sie auf.

Es war aber nur ein kleiner Schwindel, die natürliche Folge des langen Drehens und immerhin auch der heftigen Gemütsbewegung. Kaum daß ich die süße Last an meinem Herzen fühlte, erholte sie sich auch schon wieder, machte sich von mir los und beruhigte lächelnden Mundes die teilnehmenden Fragen, welche die Nächststehenden an sie richteten.

Langsamem Schrittes führt' ich sie an ihren Platz zurück und nicht auf dem nächsten Wege. Es war ja angezeigt, nach der hastigen Bewegung eine sanftere zu machen, wie man Pferde nach dem Rennen im Schritt gehen läßt.

„Wie fühlen Sie sich?“ fragt' ich.

„Fragen Sie nicht!“ entgegnete sie in barscher Weise.

„Nun sind wir fertig miteinander.“

„Ich war in einer Todesangst, als ich Sie unwohl sah, Baronesse.“

„Ich wollte, ich wäre tot umgefallen!“

„Seraphine!“

Sie maß mich auf diesen Ausruf hin vom Scheitel bis zur Sohle strafenden Blickes, als begriffe sie die Unverschämtheit nicht, daß ich sie bei ihrem Vornamen nannte. Und da wir ziemlich nahe bei den Thronen angelangt waren, wandte sie mir jählings den Rücken und ließ mich stehen, ohne Abschied.

Ihr noch ein paar Worte zuzuslüstern, war an diesem Abend unmöglich. Bei meinen Besuchen im Hause der Eltern fand ich sie kein einziges Mal. Ich begegnete ihr nicht auf der Straße, und das will viel sagen in einer so kleinen Stadt, wie unsere Residenz ist, wo man sich ordentlich Mühe geben muß, um sich auf die Dauer auszuweichen. Sie brachte das Kunststück fertig, auf so engem Raum einen Suchenden zu vermeiden.

Meine Hoffnung war die Gesellschaft, die in dieser Jahres-

zeit nicht rastete und nicht ruhte, da sich in verschiedenen Häusern immer wieder dieselben Leute sahen. Seraphine erschien unter dem Vorwand eines Unwohlseins zweimal nicht in Salons, wo ich sie sicher zu finden hoffen durfte, und erschien dafür zweimal an anderen Abenden, wo mich der Dienst unter Waffen hielt. Sie hatte sich also darum erkundigt und mir damit ein deutliches Zeichen ihrer Gesinnung gegeben.

Ich war außer mir. Sollt' es wirklich ganz zu Ende sein mit dieser Liebe? Ganz aus, noch eh' es eigentlich recht ernsthaft angefangen hatte? Dieser Gedanke war mir unerträglich. Schon glüht' ich vor Leidenschaft ganz und gar. Und daß das erhebende Bewußtsein herzbrechender Unüberwindlichkeit schon so früh vor die Hunde gehen sollte, war dieser fürchterliche Gedanke für einen jungen Lieutenant zu ertragen?

Nun fuhr ich nicht mehr aus dem Schlafe mit dem Rufe: Wo steht der Feind? sondern wenn ich erwachte, streckt' ich mich verweilend lang aus unter der Decke und suchte mit geschlossenen Augen das Bild der Huldvollen mir vorzuzaubern.

Ich mag in diesen Wochen mehr einem Narren, als einem wackeren Soldaten geglichen haben. Ich rollte hundert Pläne in meinem Hirnkasten, einen verrückter als den anderen. Nur die Strenge des Dienstes und mein Mannesstolz hielten mich noch aufrecht. Ich vermied nun selbst die Straßen in der Nähe ihres Hauses. Am Tag! Aber wie oft sah mich die dunkle Nacht zu den verschlossenen Fensterladen emporstaren! Ich lehnte Einladungen ab, die auch ihr zugegangen sein mußten. Aber ich drängte im geheimen meine Mutter, eine große Gesellschaft in unserem Hause zu veranstalten. Daß wir unsere, wenn auch entfernten Verwandten dabei nicht übersehen durften, war ebenso selbstverständlich, als daß diese, wenn es nicht verdrießlich auffallen sollte, solcher Einladung entsprachen.

Seltamerweise kamen uns die Eltern Seraphinens mit ihrer Einladung zuvor. Mir schwante Unheil. Aber auch ich durfte dort an der Seite meiner Eltern nicht fehlen. Ich nicht! Aber Seraphine fehlte. Alle Welt war erschienen. Seraphine hatte zum aufrichtigen Bedauern ihrer Eltern in letzter Stunde sich einer plötzlich erkrankten Freundin nicht versagen dürfen, die drei Meilen weit auf einer anderen Bahnstation wohnte und nach ihrem Troste verlangte. Alle Welt verlangte ja nach ihr! Ich auch! Aber das war eine grobe Finte.

Was half sie ihr? dacht' ich alsbald zu meinem Troste. Binnen kurzem mußten die Thronen unserer Einladung folgen, und ich sorgte dafür, daß die Einladungen nicht früher ausgegangen wurden, als ich die Angebetete wieder heimgekehrt wußte. Dann aber wollte ich meine Rache nehmen und Seraphinen halbtot ärgern oder doch mit Verachtung strafen.

Je nun, das letztere gelang mir weit weniger als das erstere. Ich hatte mir einen sogenannten teuflischen Plan ausgedacht, und der war wirklich geeignet, wenn Seraphine noch einen Funken für mich empfand, diesen ärgerlich anzufachen.

Eine der mehreren englischen Familien, die unsere schöne Stadt zu bevölkern halfen, war auch bei Hofe vorgestellt und in die Gesellschaft eingeführt. Sie hatte eine etwas magere, aber sonst recht anmutige Tochter. Diese ward von mir als Werkzeug meiner Rache erkoren, ich tanzte mit ihr, wo ich sie fand, des ausführlicheren, redete in sie hinein, als hörte mir eine Angebetete zu, und war also ziemlich gut Freund mit ihr, als der Einladung zu unserem Hausball entsprochen werden sollte.

Scraphine erschien mir als der strahlende Mittelpunkt unseres Festes. Meine Begrüßung empfing sie mit einer seltsamen Miene, kälter, ruhiger, fremder, als ich nach dem stürmischen Wiedersehen auf meinem ersten Hofball erwartete. Sie war von einer höflichen Gleichgültigkeit, die mich ärger aufbrachte, als ihre damalige leidenschaftliche Härte.

Na warte, dacht' ich bei mir, du sollst dein Unglück haben, und ich das meinige auch! und stürzte mich kopfüber in die Kurzschniderei, sowie ich der kleinen Miß Parfer antwortig wurde.

(Fortsetzung folgt.)



Aphorismen.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Die „Vornehmen“ — ethymologisch diejenigen, die vor allen andern nehmen, und, merkwürdigerweise, zugleich die Bezeichnung für Adelige, das heißt: Edle.

Geniere dich vor dir selbst, das ist der Anfang aller Vorzüglichkeit.

Der Geist einer Sprache offenbart sich am deutlichsten in ihren unübersetzbaren Worten.

Der sich gar zu leicht bereit findet seine Fehler einzusehen, ist selten der Besserung fähig.

Eine ungeschickte Schmeichelei kann uns tiefer demütigen als ein wohlbegründeter Tadel.

Alle historischen Rechte veralten.

Glaube deinen Schmeichlern — du bist verloren; glaube deinen Seinden — du verzweifelst.

Die öffentliche Meinung wird verachtet von den erhabensten und von den am tiefsten gesunkenen Menschen.

Unbefangenheit, Geradsheit, Bescheidenheit sind auch drei göttliche Tugenden.

Wien, Aug. 89.



Die Zukunft der Schulen in Deutschland.

Von

Professor Dr. W. Freyer.

Es bedarf keiner ungewöhnlichen Sehergabe, um den gegenwärtig in Deutschland staatlich bevorzugten Lehrerschulen eine wenig erfreuliche Zukunft vorauszusagen. Nur einseitige Verteidiger und Freunde des humanistischen Gymnasiums reden sich noch ein, daß ihr Liebling und Schmerzenskind mehr als je seine Lebensfähigkeit gesteigert habe und mehr als je den höchsten Forderungen unseres Kulturlebens entspreche. Einige von ihnen fühlen sich in diesem Siegesbewußtsein so sicher, daß sie zunächst nichts geändert haben wollen, andere glauben sogar eine Rückkehr zu dem ursprünglichen streng philologischen Charakter des klassischen Gymnasiums verlangen zu können. Sie gestatten nicht, wie die reformfreundlichen Philologen, welche mit dem Zuge der Zeit gehend den Bedürfnisse unserer Bildung Rechnung tragen möchten, die Einführung zeitgemäßer Unterrichtsstoffe, sondern sind bemüht, alle neuen Zuthaten als Eindringlinge in das Heiligtum des Klassizismus zurückzuweisen. Da wo gemäßigtere Schulkollegen sich jahrzehntelang abquälten, wenigstens die unnütze

Plage des lateinischen Aufsatzes, des griechischen Skriptums und des Radebrechens in einer toten Sprache aus der Schule zu verbannen und damit nicht nur den Schülern, sondern auch den Lehrern ein Aufatmen in freier Luft zu ermöglichen, drängen sich Nachzügler der scholastischen Lehrmethode heran, um uns eine noch klassischere Klassizität aufzuzwingen.

Diese Büchergelehrten vom alten System sehen mit starkem Selbstgefühl auf die im Jahre 1882 vom preussischen Kultusminister durch Minderung der griechischen und lateinischen Unterrichtsstunden zu Gunsten naturwissenschaftlicher Unterweisung herbeigeführte Reform herab. Dabei gebärden sie sich, als hätten sie ein warmes Herz für die ohne ihr Zutun aus dem Bedürfnis der neuen Zeit erwachsenen Bildungsanstalten, und weisen den Kastengeist ihrer Standesgenossen ab, die den in und aus der Neuzeit entstandenen höheren realistischen Konfurrenzschulen nicht das Leben und nicht das Recht zur Einführung in höhere Berufe gönnen. Sie treten für Gleichberechtigung der Gymnasien und Realanstalten gegenüber den Universitätsstudien auf, um recht und billig jedem das Seine zu gewähren.

Bei solch fadenförmiger Begründung denkt gewiß mancher an die Botschaft, die man wohl hört, aber nicht glaubt. Für etwas aufzutreten und dafür eintreten ist zweierlei. Wer es thatächlich mit jener Schraubung der Gymnasien zu recht einseitig klassischen Drillanstalten ernst meinte, — ich behandelte dieselbe bisher nur ironisch, — der würde nicht ein Freund des humanistischen Gymnasiums, sondern in Wahrheit sein gefährlichster Feind sein und ihm die Axt an die Wurzel legen. Von der Welt abgekehrt, wissen jene überklassischen Gymnasialtheoretiker nicht mehr, wo die Logik der Thatfachen ihnen Halt gebietet.

Was würde eine derart rudimentäre Bildungsanstalt heute und im herannahenden zwanzigsten Jahrhundert bedeuten? Eine solche Fachschule für alte Bücher, welche die im Laufe der Zeit aufgenommenen modernen Lehrstoffe wieder ausschiede, würde als nagelneue Ruine und didaktische Kuriosität, als ein leeres Museum den vom Tageslichte der großen Gegenwart geblendeten Gründer und Hellenomanen wie die Verwirklichung eines Traumes vom Lebendigwerden der Petresakten erfreuen, — aber nur ihn ganz allein. Kein Vater außerhalb des Philologen-Ringes würde seinen Sohn dazu hergeben, wenn nicht etwa ein neues Kultusministerium den Weg zum höheren Beruf und zur Universität durch dieses öde Mauerwerk erzwänge. Und erzwingen läßt sich ja durch Ministerialverfügungen manches, was für unsere Gesamtkultur nicht immer ein Segen ist.

Weder mit den sieben Jahre alten Halben, noch mit dem neu konstruierten ganzen alt-klassischen Gymnasium wird es in Zukunft sein Bewenden haben können.

Es sind ganz andere Fragen, als das Mehr oder Minder grammatikalischen tosprachlichen Unterrichts, welche zunächst für die Schulen der Zukunft beantwortet werden müssen. Überhaupt kommt die Bestimmung des Unterrichtsgegenstandes in den für die Erzielung einer allgemeinen Bildung ersten Ranges eingerichteten höheren Schulen nicht so sehr in Betracht, wie die körperliche und die sittliche Erziehung, namentlich der jüngeren Schüler, und wie die Art des Unterrichts in allen Gebieten.

Traurig und für manchen Vater und Menschenfreund niederschlagend ist es, miterleben zu müssen, wie die gegenwärtigen Nachkommen der germanischen Männer schon im zehnten Lebensjahre mit Vernachlässigung der elementaren Grundgesetze aller morphologischen Entwicklung und der physiologischen Arbeitsbedingungen Tag für Tag stundenlang ihr werdendes Gehirn mit Büchern, mit Buchstaben, immer wieder und wieder mit Buchstaben, anstrengen müssen. Blaf und dümmbeinig, schlaff und kurzichtig, von einer krankhaften Leisewut erfaßt, für starke Reize des materiellen Genußlebens allzu empfänglich, Muskelanstrengungen abgeneigt, — so sehen wir einen nicht geringen Teil unserer Gymnasialisten vor unseren Augen zu Stubengelehrten aufwachsen und können doch nicht, ohne ihre Zukunft in Frage zu stellen, sie den Unterricht versäumen lassen, sie in Privatinstiute schicken oder gar im elterlichen Hause und Gar-

ten durch Hofmeister ohne den Wettbewerb mit Altersgenossen großziehen.

Die allgemeine Schulpflicht ist da. Also muß auch der Staat für passende Schulen sorgen, und zwar nicht nur für das erste schulpflichtige Alter, sondern auch für die darauffolgende Jugendzeit und für jeden Beruf. Es ist von der größten Wichtigkeit, was ich seit Jahren in Wort und Schrift betone, in allen diesen Schulen außer dem Organe der höheren geistigen Funktionen, der Großhirnrinde, besonders die Nerven und Muskeln, die Lungen und das Herz u. s. w. zu üben und — was jetzt vergessen wird — jede Hemmung ihrer Ausbildung zu vermeiden. Dann leistet das Gehirn und mit ihm das ganze Nervensystem in kürzerer Zeit und viel leichter weit mehr, als wenn es allein oder überwiegend im Unterricht belastet wird. Dann wird nicht etwa nur die intellektuelle Tätigkeit und das Gedächtnis gefördert, die Urteilskraft gesteigert, sondern auch die für jeden Lebensberuf fundamentale Sinnesfähigkeit, die Beobachtungsgabe und Geschicklichkeit, die Gewandtheit und Geistesgegenwart entwickelt, — im Verkehre des Menschen mit dem Menschen und mit der Natur höchst wertvolle Eigenschaften, welche der streng philosophisch Geschulte nur durch abwechselnde Verwendung von Buchdruckerschwärze und Tinte nebst Feder und -Papier nicht in hervorragendem Maße zur Entfaltung bringen kann.

Durch jene in der Schule auf physiologischer Grundlage systematisch erwerblichen Vorzüge wird aber noch mehr erreicht. Der Charakter wird ausgeprägt, und die Erkenntnis, daß Sittlichkeit mehr wert ist als Gelehrsamkeit, kommt rechtzeitig zur Geltung.

Ganz verkehrt ist es, dieses Verlangen mit dem Hinweis auf das Elternhaus abzuweisen und pedantisch an der praktisch nie durchführbaren Regel festhalten zu wollen: der Unterricht dem Lehrer, die Erziehung den Eltern!

Wenn es möglich wäre, zu unterrichten, ohne zugleich zu erziehen, dann könnte die Persönlichkeit des Lehrers in vielen Schulstunden fortbleiben. Allerlei Apparate, wie Telephone, Phonographen und elektrische Signale würden genügen. Es kommt aber, wie satfam erörtert wurde, gerade beim Unterricht auf die Persönlichkeit des Lehrers an, weil sie erzieherlich wirkt. Der Unterrichtsgegenstand bildet dann die Vermittelung zwischen Lehrer und Zögling.

Wollte man andererseits eine Erziehung ohne Unterricht verlangen, so würde man dieselbe zu einer reinen Dressur erniedrigen. Muster allein, Belohnung und Strafe sind unzureichend, gute Lehren, also Unterricht, gehören dazu.

Es muß beides zusammengehen, und die Eltern, welche in der Mehrzahl der Fälle wegen ihrer Erwerbs- und Berufspflichten und pädagogischen Unkenntnis nicht in der Lage sind, sich dem erzieherlichen Unterricht und der unterrichtenden Erziehung mit ganzer Kraft zu widmen, haben recht, von der Schule eine bessere Mitwirkung an der Ausbildung ihrer Kinder zu Männern zu verlangen. Sie liegt im Interesse des Staates.

Aber wie soll die Schule der Zukunft der hohen Aufgabe genügen? Wie kann sie physiologisch-pädagogisch vorgehen? den Körper ausbilden und zugleich auch den Geist? zugleich den Verstand und das Gemüt richtig schulen? Charakter bildend und Sinne vervollkommnend wirken? das Wissen pflegen und die Freude der Jugend nicht verkümmern?

Diese Frage ist gegenwärtig nicht mehr so schwer zu beantworten wie noch vor zehn Jahren. Denn es sind bereits mehrere sachkundige Männer mit der praktischen Lösung derselben thätig beschäftigt. Ich teile deren Standpunkt, namentlich den des ausgezeichneten Pädagogen Dr. Hugo Göring, welcher verlangt, daß jederzeit das volle Leben, nicht nur die begriffliche Seite desselben an die Schüler herantrete, und zwar in dem Umfange, der dem jeweiligen Verständnis der Kindheit und Jugend entspricht. Er will den heranwachsenden Menschen zur gleichmäßigen Ausbildung seiner Körperkräfte, zur vollen Entfaltung seiner sittlichen Regungen durch Gewöhnung an korrektes Handeln nach festen Grundsätzen und zur Kenntnis unseres modernen Kulturlebens bringen und

nur das als Ideal verehren lassen, was keine Verührung mit dem späteren Leben zerstören kann. Darum fordert er, daß die Knaben mit Jugendspielen, Militärlübungen, Turnen, kurz mit rationellen körperlichen Leistungen aller Art, ebenso mit praktischer Tätigkeit im Garten- und Landbau wie im Handwerk und auf Grund der dadurch gewonnenen Erfahrung in die gegenwärtige Art des Lebens eingeführt werden. Er hofft mit Recht, so die Jugend nicht nur körperlich und geistig gesund zu erhalten und ihr die gerade unserer Generation nötige geistige Hygiene zu bieten, sondern sie auch vor einem einseitigen Innenleben zu schützen.

Der theoretische Unterricht wird auf den Vormittag verlegt, der Nachmittag für die physische Erziehung ausschließlich freigehalten. Dadurch wird der Gefahr einer frühzeitigen Überlastung des Gehirns vorgebeugt und die Möglichkeit hergestellt, jeden Zögling mit gesunden Nerven, geschärften Sinnesorganen und kräftigen Muskeln aus der Schule zu entlassen.

Auch mit der deutschen Reichsverfassung und Gesellschaftsordnung sollen die Schüler bekannt gemacht werden, um vor phantastischen Theorien bewahrt zu bleiben. In erster Linie sollen sie deshalb die neuere deutsche Geschichte und Litteratur kennen lernen und in den Ereignissen vom Anfang dieses Jahrhunderts bis zur Gegenwart bewandert sein. Das Altertum kommt nur insofern in Betracht, als es zum Verständnis der letzteren dient.

Diese neue deutsche Schule will vor allem strenges Pflichtgefühl, religiöse Gesinnung, Wahrhaftigkeit und Vaterlandsliebe pflegen. Sie will nicht einseitige Gelehrte züchten, sondern Charaktere heranbilden. Als eines der besten Mittel dazu dienen ihr die Militärlübungen mit ihren unschätzbaren Veranstaltungen zur Gewöhnung an Gehorsam, Pünktlichkeit und Entschlossenheit.

Durch ihre Gliederung in drei Abteilungen — für das 6. bis 14. Lebensjahr, das 14. bis 16. und das 16. bis 20. Jahr — deren jede einen abgeschlossenen Bildungsgrad giebt, gestattet die neue Schule jedem Schüler, sich für den seiner Individualität angemessenen Beruf rechtzeitig zu entscheiden. Denn außer den bereits genannten Fächern umfaßt der Vormittagsunterricht Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte, vom 10. Jahre an Englisch, vom 12. an Französisch, vom 16. an Griechisch, vom 17. an Lateinisch (beides fakultativ), Zeichnen, Malen, Modellieren, Musik. Den Mittelpunkt des Unterrichts bildet die deutsche Sprache und Litteratur. Auf die Naturwissenschaften wird besonderes Gewicht gesetzt. Alles encyclopädische Wissen gilt dabei als weniger erstrebenswert; dagegen ist die Gewinnung eines klaren Einblicks in die Methoden und den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen auf Grund eigener Anschauung und selbständigen Experimentierens das Hauptziel dieses Unterrichts.

Nach solcher Vorbildung wird die Berufsentscheidung nicht leicht verfrüht und nicht irreführt, zumal am Schlusse jeder Abteilung den Schülern eine Übersicht über die Berufsarten gegeben werden soll, die sie von der erreichten Stufe aus wählen können. Die mit der neueren Biologie in grellem Widerspruch stehenden Lehren der Sozialdemokratie verlieren durch eine solche Erziehung den Boden in den Herzen der Jünglinge, welche ohne Lebenserfahrung allzuleicht an der monarchischen Staatsordnung zu rütteln verleitet werden.

Der ganze Lehrplan einer solchen Schule der Zukunft ist vollständig ausgearbeitet.

Sollte es nicht in Deutschland einige hochherzige Männer geben, die ein so nationales Unternehmen materiell fördern wollen, zumal es berufen scheint, unser Schulwesen in neue, gesunde Bahnen zu lenken, und nicht verfehlen kann, unseren Kindern durch ein heiteres Leben in der Schule die spätere erste Schule des Lebens zu erleichtern? Der Aufenthalt in der neuen deutschen Schule soll den Zöglingen eine Freude sein.

Es werden so viele Tausende freiwillig viel weniger wichtigen und weniger gemeinnützigen Zwecken geopfert, daß für den vorliegenden wohl etwas übrig bleiben könnte.

Die politischen Sympathieen der Schweizer.

Von

J. V. Widmann (Bern).

Su dem Dome strömt das Volk, schwarz, unzähligen Gewimmels — diese Verse aus Justinus Kerners Grabesritt Kaiser Rudolfs erfüllten sich wirklich, als im vorigen Jahre im Münster der Bundesstadt der schweizerischen Eidgenossenschaft zweimal für einen verstorbenen deutschen Kaiser die Leichenfeier gehalten wurde. Dieselbe war zwar beide Male von der kaiserlich deutschen Gesandtschaft in Bern angeordnet worden. Aber die Stadtbehörden stellten hierzu das große, altherwürdige St. Vincenzmünster zur Verfügung und verordneten das Läuten mit allen Glocken. Und die Menschenmenge, welche den Dom bis auf den letzten Platz füllte und auch draußen vor den Thoren hartete, war eine sichtlich bewegte, teilnahmvolle. Drümen, zunächst um Kanzel und Taufstein, sahen die Mitglieder der deutschen Kolonie in Bern und in der Schweiz; aber die weiteren Räume waren durchweg von Schweizern angefüllt, die ebenso sehr dem alten Heldenkaiser, wie später dem Friedensfürsten der neunundneunzig Tage eine freundliche Huldigung des Herzens darbrachten. Es darf auch erwähnt werden, daß bei beiden Traueranklässen in schweizerischen Zeitungen einige mehr gut gemeinte als gut gemachte Gedichte erschienen.

Das ist nun — darüber soll sich nur niemand einer Täuschung hingeben — seit dem Frühling dieses Jahres gründlich anders geworden. Um aber hier öffentlich getreue Rechenschaft abzulegen, wie viel oder wie wenig für Deutschland bei diesem Umschwung in der Stimmung der schweizerischen Nation verloren gegangen ist, müssen wir vor allem untersuchen, worauf die eben geschilderte Sympathie mit Deutschland sich gründete und in welchen Klassen der Bevölkerung sie vorherrschend war.

Herzenssache war sie bei jener naturgemäß kleinen Zahl höher gebildeter Deutsch-Schweizer, die sich mit dem deutschen Geiste eins wissen, die deutsche Litteratur, die deutsche Wissenschaft als köstlichste Güter hochschätzen und im Gefühl solcher Stammverwandtschaft mit Gottfried Keller Helvetien zwar die Mutter, Germanien die Großmutter nennen. Bei diesen kam sie auch jetzt nicht ganz erloschen sein; was sich auf solche Beziehungen edelster Art gründet, unterliegt nicht leicht den Schwankungen der Tagespolitik, aber es bekommt einen tragischen Zug, wenn man sich durch äußere Notwendigkeit in die Rolle der Gegnerschaft gedrängt sieht da, wo man vertrauensvoll lieben möchte.

Die Sympathie mit Deutschland war jedoch auch Verstandessache, wenigstens bei den reiferen Politikern der Schweiz, also vor allem bei ihren leitenden Staatsmännern. Nicht allein die gewaltige Stärke, zu der sich seit 1870 das Deutsche Reich entwickelt hatte, imponierte; sondern man achtete, ehrte und schätzte auch seine planmäßige äußere Politik und die unstreitig großen Erfolge derselben, die Gründung einer mächtigen Friedensallianz mitten in Europa. Die Wirkung dieser Wahrnehmungen mußte eine um so größere sein, als gleichzeitig Frankreich in schweren Fiebern lag, und namentlich die Boulangertragikomödie den gesunden, nüchternen Sinn der Schweizer anwiderte. Das Zweckmäßige, Vernünftige und Erfolgreiche hat ganz besonders auf ein die Besonnenheit als höchste Tugend verehrendes Volk wie die Schweizer eine geradezu faszinierende Wirkung. Auch daß man bemerkte, wie in Deutschland der Wohlstand sich steigerte, Handel und Gewerbe einen ungeahnten Aufschwung nahmen, vermehrte derartige Eindrücke, und so erstreckte sich diese verstandesmäßige Sympathie der Schweizer für Deutschland ziemlich tief in alle Volksschichten, auch in diejenigen, in welchen das Herz ganz andere Sympathieen hatte, wovon weiter unten alsobald die Rede sein soll. Es entstand ein achtungsvolles Verständnis für den Wert des großen Nachbarstaates.

Auch der Militärgestalt der Schweizer weckte in ihnen Sympathieen für die erste Militärmacht Europas. Da sogar

im Schnitt der Kleidung, wenigstens der Offiziere, die schweizerische Miliz die Einrichtungen der deutschen Armee nachahmt, da man in den Exerzierreglements preussische Vorbilder zum Muster genommen hat und schweizerische Rekruten z. B. ebenfalls geübt werden, die Feldschanzen mit dem bekannten „Hurra!“ zu stürmen, konnte es nicht ausbleiben, daß solche Nachahmung in Verbindung mit der Erinnerung an die großen Thaten des deutschen Heeres von 1866 und 1870 sympathische Gefühle weckte.

Endlich ist noch gewisser schweizerischer Partei-Sympathieen für Deutschland Erwähnung zu thun. Auch die Schweiz hat noch einen in der innern Politik allerdings ziemlich einflusslosen Nest von Feudal-Adel, der in Bern seine reinsten, man möchte fast sagen, ritterlichsten Vertreter findet. Wenn nun auch diese Adelligen, — in der Schweiz als „Patriziergeschlechter“ bezeichnet, — ihre Bildung mehr von Frankreich als von Deutschland her beziehen und unter sich vorzugsweise die französische Sprache pflegen, worüber sich bei ihren Besuchen in Bern schon Goethe und später Platen gewundert hat, so ist solchen Kreisen doch die Bedeutung, deren sich der Adel als Leibgarde des Throns in Deutschland zu erfreuen hat, ganz besonders angenehm. Man erinnere sich, daß einzelne dieser Geschlechter vor dreißig Jahren in Neuchâtel sogar einen Aufstand anzettelten, um Neuchâtel ganz an die preussische Krone auszuliefern, was dann freilich im Gegenteil den Verzicht auf Neuchâtel seitens der preussischen Krone zur Folge hatte. Ähnliche Velleitäten sind jetzt, nach der Befestigung des schweizerischen Bundesstaates, wohl keinem dieser Patriziergeschlechter mehr zuzutrauen; aber platonische Sympathieen bestehen noch immer, und man liebt in diesen Kreisen, soweit man überhaupt deutsch liebt, mit Vorliebe die Romane von Verfassern aus deutschen Adelskreisen, z. B. einer Jöge von Mantuffel u. s. w. Natürlich umfaßt die konservative Partei außer eigentlichen Patriziern auch viele reiche oder behäbige Leute aus gewöhnlichem Bürgerstande. Diesen allen ist Deutschland wertvoll als der stärkste Schutzmann in Europa gegen die Sozialdemokratie. Da in den Zeitungen aller Länder fortwährend das rote Gespenst einer kommenden großen Umwälzung an die Wand gemalt wird, nötig ist ein gewisser Instinkt der Selbsterhaltung diejenigen Klassen, die dabei am meisten zu verlieren hätten, zur moralischen oder „Gefinnungsunterstützung“ desjenigen Staates, von dem man annimmt, er werde eine solche Umwälzung am längsten hinzuzuhalten und ihr, wenn sie dennoch kommen sollte, am kräftigsten entgegenzutreten wissen.

Sieht man sich nun diesen unseren Rechenschaftsbericht über die bisherigen Sympathieen der Schweizer für Deutschland genau an, so wird man finden, daß einerseits eine Geistesaristokratie, andererseits eine Geburts- und Geldaristokratie bei diesen Sympathieen am meisten beteiligt sind.

Diesen gegenüber bestand nun von jeher in der breiten Masse des schweizerischen Volkes eine starke Unterströmung französischer Sympathieen.

Daß solche bei den französischen Schweizern auf Sprach- und Rasseverwandtschaft sich stützen, ist so natürlich, daß hierüber nicht viele Worte zu verlieren sind. Der französische Schweizer, wenig patriotisch, würde zwar, sobald die französische Regierung die schweizerischen Interessen verletzen sollte, ein entschiedener Franzosenfeind sein, muß aber, soweit dies nicht geschieht, naturgemäß mehr zu französischem als zu deutschem Wesen hinneigen. Es ist schon nicht leicht, für ein Volk eingenommen zu sein, das eine zehnmal so schwere Sprache spricht als die eigene. Vielleicht liebt deshalb kein Volk aufrichtig die Russen, weil man immer den schreckenden Hintergedanken hat: wenn wir russisch lernen müßten! — Auch die italienischen Schweizer, die Tessiner, neigen als Romanen sich mehr dem französischen als dem deutschen Geiste zu.

Doch nun der Hauptgrund für die französischen Sympathieen auch bei den Deutschschweizern. Er drückt sich in den vier Ziffern aus: 1789. Kenner der Schweizergeschichte möchten vielleicht als Einwendung den Vorschlag machen, die beiden letzten Ziffern umzukehren, 1798 zu schreiben, da im Jahre 1798

die schweizer nachahmt, ...
 B. eben- ...
 nachahmung ...
 Gefühle ...
 Sympathieen ...
 Schweiz hat ...
 einfluß- ...
 nisten, man ...
 Wenn nun ...
 ergeschlech- ...
 als von ...
 die fran- ...
 Besuchen in ...
 hat, so ist ...
 Adel als ...
 hat, ganz ...
 elne dieser ...
 einen Auf- ...
 sche Krone ...
 verzicht auf ...
 atte. Ähn- ...
 s schweize- ...
 geschlechter ...
 ichen noch ...
 überhaupt ...
 affern aus ...
 ffel u. i. w. ...
 lichen Pa- ...
 wöhnlichem ...
 ll als der ...
 kratie. Da ...
 e Gespenst ...
 malt wird, ...
 tigen Klas- ...
 noralischen ...
 von dem ...
 n längsten ...
 sollte, am ...
 haftsbericht ...
 r Deutsche ...
 ne Geistes- ...
 ocratie bei ...
 ver breiten ...
 erströmung ...
 f Sprach- ...
 h hierüber ...
 Schweizer, ...
 Regierung ...
 tschiedener ...
 eht, natur- ...
 himneigen. ...
 n zu sein, ...
 die eigene. ...
 fassen, weil ...
 wenn wir ...
 weizer, die ...
 ffischen als ...
 i Sympa- ...
 ch in den ...
 chte möch- ...
 die beiden ...
 ahre 1798

die Franzosen mit Waffengewalt die alte Schweiz zerstörten, den Berner Staatschatz raubten und in Nidwalden ein furchtbares Morden anstellten. Aber diese Einwendung hat keine Bedeutung. Das augenblickliche Kriegselend, unter dem 1798 auch der gemeine Mann in der Schweiz zu leiden hatte, wurde schon von den Zeitgenossen schnell vergesen vor der Thatfache, daß die französischen Truppen der ersten Revolution damals der großen Masse des schweizerischen Volkes die Befreiung von dem Drucke eines harten aristokratischen Regiments brachten. Die Schweizer waren vor diesem Ereignisse längst nur noch dem Namen nach frei gewesen, was unter anderen der junge Goethe mit seinen für alle realen Verhältnisse so scharfen Adleraugen auf den ersten Blick erkannte und in den als Anhang zum Werther gedruckten Briefen aus der Schweiz so energisch aussprach. Seit den Bauernkriegen des 17. Jahrhunderts hatten die Bürgerregierungen der Städte das Landvolk in knechtischer Unterthänigkeit erhalten, bis mit der französischen Invasion die Freiheitsbäume allüberall aufgespizt wurden. Die Früchte, die an diesen Freiheitsbäumen wuchsen, sind auch durch die späteren Restaurationsversuche der alten aristokratischen Machthaber nie mehr dem Volke ganz entzogen worden, und gerade Frankreich hat immer wieder durch seine Revolutionen zur rechten Zeit dafür gesorgt, daß in der Schweiz der Ausbau zu einer nicht bloß nominellen, sondern wirklichen demokratischen Republik in diesem Jahrhundert sich vollziehen konnte. So etwas vergißt ein Volk nicht. Wer hat dich aus dem Diensthanje geführt? Auf diese Frage kann der gemeine Mann in der Schweiz nur nach Westen deuten.

Nun waren aber diese dankbaren Gefühle, die wir als eine Frankreich günstige Unterströmung im Volke charakterisirt haben, bis vor kurzem eine Macht gewesen, die sich wenig bemerkbar machte. Außer etwa an Festen führt ja überhaupt, selbst in der Schweiz, das eigentliche Volk wenig das Wort. Der Tonhallekravall in Zürich (1871) war ein vereinzelter Ausbruch solcher Stimmung. Das vermeintliche Siegesfest der deutschen Kolonie, während die Stadt Zürich angefüllt war mit Verwundeten und Gefangenen der bei Pontarliers von den schweizer Truppen in Empfang genommenen Bourbakischen Armee, hatte die Bevölkerung immer erbittert. Die Behörden thaten ihre Pflicht, schützten die Deutschen und stellten die Ruhe wieder her. Es geschah nichts Ähnliches mehr. In den gebildeteren Schichten der deutsch-schweizerischen Bevölkerung aber vollzog sich jene Entwicklung immer freundlicherer Gefühle für Deutschland, die wir oben geschildert haben. Die Zeitungen der deutschen Schweiz konnten nicht anders, als die fortgesetzt weisse äußere Politik Deutschlands in den beiden Jahrzehnten seit dem Kriege loben, und so bildete sich, etwas künstlich, diese Deutschland zustromende Oberströmung in den politischen Sympathieen der Schweizer.

Da kam der Wohlgemuthhandel und kamen die scharfen und immer schärferen Notizen der deutschen Regierung. Es kamen in den maßgebendsten, weil den Regierungskreisen am nächsten stehenden Blättern Deutschlands jene Artikel, welche die heiligsten Güter eines freien Volkes, das Asylrecht, sein Recht, in eigenen Haushalte eigener Herr zu sein, in Frage stellten. Auch die auf dem Wiener Frieden von den europäischen Mächten garantierte Neutralität der Schweiz wurde als eventuell hinsichtlich behandelt. Der Niederlassungsvertrag mit der Schweiz wurde von seiten des Deutschen Reiches gekündigt, und es gab deutsche Zeitungen, welche sogar die ins Auge zu fassende Teilung der Schweiz ruhig erörterten.

Da, mit einem Schlage durchbrach die oben beschriebene Unterströmung jedes künstliche Gewebe und wurde Meister.

Die ganze schweizerische Bevölkerung fühlte auf einmal, daß für einen aus drei Nationalitäten gebildeten kleinen Staatenbund, wie er in der schweizerischen Eidgenossenschaft sich darstellt, das Prinzip stammesverwandtschaftlicher Nationalangehörigkeit zu den außerhalb dieses Staatenbundes stehenden großen Mutternationen nun und nimmer so wichtig sein könne, als das den Staatenbund zusammenhaltende Prinzip einer und derselben gemeinschaftlichen Verfassung, nämlich der republikanisch-demo-

kratischen. Auf letzteres warf daher der Instinkt des Volkes den vollen Accent. Man war sich mit einem Male deutlich bewußt des grundsätzlich Trennenden, das zwischen einer zu höchster Entfaltung ihres Wesens gelangten Monarchie und einer uralten und zugleich ebenfalls modern entwickelten Demokratie besteht. Die Verfassungs-Idee, weil der eigentliche Lebenskern der Schweiz, wurde in ihrer ganzen Bedeutung erkannt gegenüber der Rassen- oder Nationalitäts-Idee, welche letztere, wie gesagt, bei einem Staate, der das harmonische Zusammenleben dreier Nationalitäten darstellt, niemals sehr tief greifen kann. Das Essentielle ließ die Liebhabereien, die man sich in ruhigerer Zeit gestattete, in den Hintergrund treten, und nun wurde überall nur das Gegenjähliche hervorgehoben, das die schweizerische Republik vom deutschen Kaiserreiche trennt.

Nun kann unbeschadet dieser Überzeugung, die jetzt jeder Schweizer teilt, gleichwohl da, wo bereits guter Boden dafür vorhanden war, die größte Hochschätzung deutschen Wesens bestehen. Schweizerische Turner sind vor nicht so langer Zeit in München sehr gut aufgenommen worden, und die fremdlichen Eindrücke dieses Festes haben sich durch die schweizerische Presse weiter verbreitet. Umgekehrt war die Schweiz in diesem Sommer ganz besonders stark von deutschen Touristen besucht. Nicht nur die Gastwirte, für die dergleichen eine Interessenfrage ist, waren dafür empfänglich; jedermann in der Schweiz las diese Thatfache gern in den Zeitungen, welche letzteren den Besuch besonders wichtiger Gäste, wie z. B. des Grafen Waldersee, gebührend hervorhoben. Aber über allen diesen freundlichen Symptomen, welche vielleicht Begleitungserscheinungen sind auch eines Nachlassens der diplomatischen Spannung zwischen beiden Ländern, — bei allen diesen beruhigenden Symptomen, sagen wir, darf ein ehrlicher Berichterstatter, welcher über dieses Thema schreiben soll, nicht verschweigen, daß, was an Sympathieen für das Deutsche Reich in der Schweiz bis im Frühjahr 1889 allmählich gewachsen war, sich auf ein Minimum zurückgezogen hat, und daß an die Stelle solcher Sympathieen ein gewisses Mißtrauen getreten ist, zugleich ein gesteigertes Bewußtsein republikanischer Eigenart und infolgedessen allerdings auch das Gefühl einer gewissen Vereinzelung gegenüber den drei verbündeten monarchischen Mächten, die an der Nord-, Ost- und Südgrenze der kleinen Schweiz so gewaltig lagern.

Sehr irren aber würde man sich, wenn man glaubte, die französischen Sympathieen der Schweizer würden nun etwa durch eine Art Anschlußbedürfnis der Schweiz an Frankreich übermäßige Nahrung erhalten und überwuchern. Diese Sympathieen sind wirklich reinerer, idealerer Art, als daß das bloße Interesse sie bestimmen könnte. Ihren Ursprung aus der Zeit der ersten großen Revolution haben wir oben angedeutet; ihre Nahrung erhalten sie einfach durch das natürliche Wohlgefallen, das die älteste Republik Europas an ihrer nun neunzehnjährigen Schwester hat, die freilich noch nicht über das Alter dummer Streiche hinaus ist. Auf keinen Fall hofft oder wünscht der Schweizer viel von Frankreich. Im eigenen Hause Herr zu sein, niemand zuliebe und niemand zur Last, ist alles, was er verlangt. Und der ist sein Feind, ob Franzose oder Deutscher, der zuerst ihn daran ernstlich hindern wird.

„Schade!“ werden deutsche Leser, die ihr herrliches Vaterland gern in der ganzen Welt nicht nur geachtet oder gar geliebt, sondern auch geliebt sehen möchten, zu dieser Auseinandersetzung sagen. Auch wir sagen: „Schade!“ und können doch nichts dazu noch davon thun. In solchen Fällen muß man resolut die tragische Last auf sich nehmen, die von ewigen Mächten, den die Menschheit leitenden Grundideen, dem Einzelnen und ganzen Völkern auferlegt wird. Auch heute noch wie einst in den Schlachtreihen der Troer und der Griechen kämpfen miteinander die unsterblichen Götter neben uns Menschen.



Erinnerungen aus meinem Leben.*

von

Friedrich Spielhagen.

✻

Für bürgerliche Menschen pflegt die Familientradition eine wortfarge Muse zu sein. Kaum, daß sie noch von den Großeltern ein wenig und das Wenige meistens auch nur gelegentlich, ohne rechte Folge und Zusammenhang zu berichten sich herbeiläßt. Fragt man sie nach den Urgroßeltern, so kann man schon von Glück sagen, wenn sie noch einen oder den andern Umstand aus ihrem lückenhaften Gedächtnis herausfindet. Die Regel ist, daß sie dem Frager jede Auskunft verweigert.

Freilich dürfte sie auch bei bestem Willen und nicht getriebener Erinnerung in den seltensten Fällen etwas mitzuteilen haben, das für andere als die zunächst Beteiligten — ich meine: die Frager selbst — von irgend einem wesentlichen Interesse wäre. Sie, nach denen gefragt wird, hatten eben nichts gethan, was sie aus der Menge heraus hob: gemeine Soldaten in dem unübersehbaren Heere, das von Generation zu Generation den heißen Kampf um das kargliche Dasein kämpfte; tüchtige, brave Leute, nehmen wir an, die ihren bescheidenen Platz ausfüllten, ehrlich ihre Pflicht thaten, um dann ruhmlos zu ihren ruhmlosen Vätern versammelt zu werden.

Ein Umstand kommt hinzu, der die Gedächtnisschwäche besagter Muse zu erklären, allerdings auch zu entschuldigen geeignet ist. Man überläßt sie zu sehr ihrem natürlichen Gange der Vergesslichkeit, hält sie nicht durch eifriges Nachfragen wach, fragt sie wohl gar nicht oder so spät, daß sie mit Zug und Recht für ihr Nichtmehrwissen sich auf die Wohlthaten des Verjährungsrechtes berufen kann. Und das letztere mit besonderem Rechte, wenn die späten Frager zu einer Familie gehören, in welcher das zweifelhafte Glück verhältnismäßiger Langlebigkeit sich durch ein paar Generationen fortgeerbt hat. Ein paar Generationen nur, die dann wohl ein volles Jahrhundert umfassen, zu dem, falls man noch eine Generation weiter zurückgeht, ein halbes Jahrhundert leicht hinzukommt.

Dieser durchaus nicht wunderbare, aber für den Beteiligten immerhin verwunderliche Fall ist der meinige.

Ich stehe, indem ich diese Zeilen schreibe, in meinem ein- undsechzigsten Lebensjahre. Mein Vater, im Jahre 1786 geboren, starb 1856, siebenzig Jahre alt. Sein Vater, dessen ältestes Kind er war, muß also, — bereits hier stoße ich auf eine Lücke in der Familientradition — falls er sich, wie landesüblich, in dem Anfang seiner dreißiger Jahre verheiratete, wenig nach Goethe und jedenfalls ein Lustum vor Schiller das Licht der Welt erblickt haben. Mit meinem Urgroßvater würde ich bereits über Lessing hinaus, vielleicht bis an den Anfang des vorigen Jahrhunderts geraten.

Von diesem meinem Urgroßvater väterlicherseits weiß die Erinnerung schlechterdings nichts mehr. Nur vermuten möchte

* Aus einem autobiographischen Werke des Verfassers, das demnächst unter dem Titel „Finder und Erfinder“ erscheinen wird, und dessen bereits vollendeter erster Teil uns zur Verfügung gestellt ist.
Die Redaktion.

ich, daß er an demselben Orte gelebt und dasselbe Amt bekleidet hat, wie sein Sohn, mein Großvater. Dieser aber lebte in oder doch bei dem Dorfe Tucheim, — nicht weit von Genthin, in jenem Teile der preussischen Provinz Sachsen, der zwischen Elbe und Havel liegt und altmärkischer Boden ist, — seines Amtes herrschaftlicher Förster der gräflich Schulenburgschen Familie. Und wenn ich vermute, daß bereits der Vater des Großvaters dieselbe Stellung inne hatte, so ist es deshalb, weil mein Vater wiederum zum Nachfolger seines Vaters bestimmt, ja, nach dem Tode desselben bereits in seine Stelle getreten war und sie auch Jahre hindurch verwaltet hat, bis er sich bewogen fand, die Jägerei als Gewerbe aufzugeben und sich einem andern Beruf zu widmen.

Vielleicht der erste, der auf diese Weise aus dem engen Kreise trat, in welchem sich seine Vorfahren seit unvordenklichen Zeiten leiblich und geistig als dienende und in der guten alten Zeit hörige Leute bewegt haben mochten. Die Familie aber möchte ich als eine gut märkische in Anspruch nehmen. Ich habe dafür freilich außer jenem mutmaßlichen Erbforstertum nur einen Grund, dessen Beweiskraft allerdings zu wünschen übrig läßt: ich meine den Typ des Figürlichen, wie er deutlich genug bei vielen Mitgliedern meiner Familie angetroffen wird und der völlig identisch ist mit dem, welchen Franz Ziegler, einer der besten Kenner der Altmark und ihrer Menschen, als den durchgängigen der dortigen Bevölkerung bezeichnet:

„Er“ — der Landwehmann Krille — „war an Gestalt (und Geist) das richtige Kind seiner märkischen Heimat. Etwa fünf Fuß vier Zoll groß, mit langem Oberleib, kurzen, kräftigen Beinen, breiten Schultern, tüchtigem Brustkasten und festen Rippen, die, ohne Rücksicht auf Taille, für Lunge und Leber hinreichend Platz gewährten, starken Armen, einem kräftigen Kreuz, war er der richtige Mann zu aller Arbeit und der richtige Tornisterträger. Aus seinem runden Kopfe, den braunes, etwas von Sonne, Regen und Wind verschossenes Haar bedeckte, sahen ein Paar blaugrauer Augen, die den fröhlichen, fast neckenden märkischen Ausdruck hatten, und seine gesunden, starken, weißen Zähne konnten alles, was eßbar war, leicht zermalmen.“*

Das ist, wenn ich der Körpergröße zwei Zoll zulege, Zug für Zug das leibliche Bild meines Vaters. Ich, der ich im übrigen durchaus keine Statur geerbt habe, bin sogar gewissenhaft genug gewesen, das von Ziegler angegebene Durchschnittsmaß des Märkers streng einzuhalten.

Übrigens kann die Familie, aus der ich väterlicherseits stamme, eine sehr verbreitete nicht gewesen sein. Den immerhin etwas wunderlichen Namen habe ich sonst in Deutschland nirgends angetroffen; und auch in der Mark, wohin ich die Heimat der Familie verlege, war er noch vor fünfzig Jahren äußerst selten, während allerdings die letzten Generationen durch zahlreiche Nachkommenschaft für seine weitere Verbreitung über die benachbarten Landschaften, besonders aber auch in Berlin, thätig gewesen sind.

Von meinem Großvater-Förster hat sich kein Konterfei, nicht einmal einer jener Schattenriße erhalten, welche damals wohl die kahlen Wände kleinbürgerlicher Stuben zu schmücken pflegten; und ebensowenig von meiner Großmutter, der Frau Försterin. Die gesamte Tradition über sie ist in dem beschei-

* Franz Ziegler. Gesammelte Novellen. I. S. 326.

denen Umfang folgender Anekdote zusammengefaßt. Es war den Ortsarmen in Tucheim verstattet, sich an bestimmten Tagen in den gräßlichen Wäldern Kaff- und Legehholz zu sammeln unter der Bedingung, daß sie sich beim Verlassen des Forstes mit dem gesammelten Bündel in der Försterei meldeten und über ihre Berechtigung auswiesen. Da kam es dem häufiger vor, daß sich in die Schar der Berechtigten solche einschlichen, die dieses Vorzuges ermangelten, und denen der Großvater vorschriftsmäßig die Bündel konfiszieren mußte. Nun war die Försterei so gelegen, daß der Weg in einer Schleiße um dieselbe herumführte, und die vorne am Hause gewesen waren, auch die hintere Seite des Gehöftes zu passieren hatten. Da aber, an der Hopfporte, stand die Frau Försterin und machte gut, was der Herr Förster an der Hausthür hatte böß machen müssen, d. h. sie drückte den Armen, über die das Strafgericht ergangen war, ein reichliches Schmerzensgeld verstoßen in die schwierigen Hände. Und wenn die Prozession vorüber, das letzte Bündel konfiszirt und der letzte Groschen verausgabt war, trafen sich, er von vorne, sie von hinten kommend, die beiden Gatten auf dem Hofe und lachten einander in die guten, ehrlichen Gesichter.

Ich gestehe, daß ich dieses Eine und Einzige, was ich von meinen Großeltern weiß, — sicher weiß; ich habe es aus dem wahrheitsliebenden Munde meines Vaters — nicht für eine lange Ahnengeschichte hingeben möchte. Und sollte ich darin fehlgehen, wenn ich in diesem schönen Verein treuer Pflichterfüllung und herzlicher Gutmütigkeit wiederum echt märkisches Wesen ausgesprochen finde?

Bin ich nun so in der wohligen Lage, der Großeltern froh gedenken zu dürfen, meine ich, dem Schicksal noch besonders dafür dankbar sein zu sollen, daß es mich aus einer Familie hervorgehen ließ, deren Leben sich Generationen hindurch in Wald und Feld abgespielt hat. In Wald und Feld, die auch mir, ihrem Nachkommen, von frühesten Jugend an der liebste Aufenthalt gewesen sind, so sehr, daß ich das Stadtleben, in welches ich mich durch die Verhältnisse und von berufswegen eingeschlossen sah und sehe, stets als einen mir angethanen Zwang, als eine Beeinträchtigung meines Wesens empfunden habe und empfinde, — um mich dann, so oft ich solcher Notlage entfliehen durfte, in die Natur zu flüchten, wie ein Kind an den Busen der Mutter; in ihr zu leben als in meiner eigentlichen Heimat. Oder, wenn mir diese Bönne auf Wochen und Monate versagt war, von heimlicher Sehnsucht verzehrt zu werden und in dieser Sehnsucht, wo und wann ich in meiner dichterischen Arbeit die Natur zu schildern hatte, Töne zu finden, die aus dem Herzen kamen und so, wie das ja zu sein pflegt, leichtlich den Weg zu den Herzen anderer fanden.

Meinem Vater ist es wenigstens in den Jugendjahren vergönnt gewesen, diese herrlichste Lust der Liebe zur Natur, die auch bei ihm der eigentliche Nährboden seines Gemütslebens war, voll auskosten zu dürfen. Er ist ganz eigentlich im Walde groß geworden. Selbst der Weg zur Schule erforderte jedesmal eine halbstündige Wanderung durch den Wald, aus der dann im Morgendunkel zur Winterszeit auch wohl eine stundenlange wurde, während der Knecht mit der Laterne durch den knietiefen Schnee vorausstampfte, hinter ihm mein Vater, als das älteste der Geschwister, in dessen Fußstapfen dann wieder die jüngeren traten.

Das Licht in der Laterne des braven Knechtes ist auf lange Zeit der einzige helle Punkt der Familientradition. Wenn sie wieder anhebt, sind Jahre verfloßen und die Idylle hat sich in ein Drama verwandelt. Die Tucheimer Gegend ist von Franzosen überschwemmt; ein Haufe Marodeurs durch den Wald bis zu dem Försterhause gekommen, — hungerrige, verwilderte Menschen, denen aus den Nachbardörfern, wo sie erbarmungslos geplündert und gewüstet haben, ein fürchterlicher Ruf vorausgeht. In dem Forsthaufe zu Tucheim finden sie nicht viel. Man hat die Annäherung des Trupps rechtzeitig ausgekundschaftet, und der Vater — der Großvater ist inzwischen gestorben, und er ist, trotz seiner Jugend, das Haupt der Familie — seine Maßregeln klügllich getroffen. Die wertvolle Habe — sie dürfte in unsern verwöhnten Augen wertlos genug erscheinen — ist in den Wald gefahren auf einem Leitervagen, an den die beiden Kühe aus dem Stall gebunden sind. Die Familie, von der jedes noch sein Bündel mit sich schleppt, ist im Begriff, dem vorausgegangenen Convoi zu folgen. Da thut der um ein paar Jahre jüngere Bruder meines Vaters einen Fehltritt und bricht sich ein Bein oder verstaucht sich in schlimmer Weise den Fuß — jedenfalls ist er unfähig, von der Stelle zu kommen. Der vorausgegangene Wagen ist längst im Walde verschwunden, im Verzuge äußerster Gefahr. Rasch entschlossen läßt sich mein Vater den Lahmen, Hilflosen auf die breiten märkischen Schultern und trägt ihn — wir müssen amehmen: in Absätzen — aber trägt ihn den weiten Weg über Stock und Stein bis zu dem bestimmten Berkeck im Walde. Unterdessen lassen die Franzmänner an dem verlassenen Försterhause ihre Wut über die getäuschten Erwartungen aus, indem sie, was nicht niets und nagelfest ist, weg-schleppen, und dabei ein paar Goldstücke übersehen, welche — zweifellos die einzigen im Besitz der Familie — in der Übereile von den Fliehenden vergessen, auf der Kante der Kachelofenröhre, in ein Stückchen Papier gewickelt, liegen geblieben sind.

Ich vermute, es ist gelegentlich einer späteren Invasion gewesen, daß mein Vater in dem Tucheimer Amtshause einer Schar von Offizieren, die sich, mit ihrem Marschall an der Spitze, dort einquartiert hatte, dann doch als Küchen- und Kellermeister aufzuwarten gezwungen war. Er hat den provisorischen Dienst, zu dem ihn seine Anstelligkeit und Gewandtheit auch besonders befähigten, gewiß gern verwaltet, nicht um der verhassten Franzosen, sondern des gräßlichen Amtmanns Franke willen, mit dessen Familie die Försterfamilie in freundschaftlichem Verkehr, ja in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältnis stand. Das letztere, vermute ich, durch die Frauen; wenigstens gehörten beide Familien in irgend einem Grade zu einer dritten, Namens Biering, von der ein wohlhabendes und wohlwollendes Mitglied sich durch ein Legat verewigt hat, dessen Zinsen zur Unterstützung studierender Jünglinge der Gesamt-Familie verwandt werden und unter andern auch mir während meiner Studienzeit zu gute gekommen sind. Ob es eine richtige Vetterschaft war, welche meinen Vater und den ältesten Sohn besagten Amtmanns miteinander verband, wüßte ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß die beiden Männer, von denen der junge Franke später Oberbürgermeister von Magdeburg und als solcher auch in weiteren Kreisen bekannt wurde, sich Vettern nannten, ihr langes Leben hindurch in treuester Freundschaft verbunden blieben und — was mir

immer höchst merkwürdig war — genau so dieselbe Hand schrieb, daß sie selbst die eine von der andern nicht zu unterscheiden vermochten.

Was nun dann meinen Vater veranlaßt hat, den Beruf des Forstmanns, zu dem er geboren schien und erzogen war, aufzugeben und sich dem Baufache zu widmen, habe ich nie erfahren. Ich vermute: es war in erster Linie die ihm so früh zugefallene Sorge für die verwitwete Mutter und die jüngeren Geschwister, die den Guten, Gewissenhaften, in schönster Weise Selbstlosen, einen Weg einschlagen ließ, auf dem er hoffen durfte, die Mittel, deren er zur Erfüllung so schwerer Pflichten bedurfte, leichter oder doch sicherer zu erwerben. Womit ich nicht gesagt haben will, daß es nur die Not gewesen ist, die ihn aus seinem heimischen Forst in die Städte der Menschen und so andere Verhältnisse führte. Sehr wohl mag er auch von dem Drang getrieben gewesen sein, seine Kräfte und Gaben auf einem höheren und weiteren Felde auszunutzen, und, wenn das der Fall, so hat er sich jedenfalls nach einer Seite nicht überschätzt. Er hat in seinem Fache zwar nichts Hervorragendes geleistet, aber sich überall und in schwierigen Verhältnissen als ein Baumeister bewährt, dessen Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit von seinen Vorgesetzten gebührend anerkannt wurden und ihn eine nicht glänzende, aber ehrenvolle Beamtenlaufbahn zurücklegen ließen. Wobei ihm für den Anfang dieser Bahn zu statten gekommen ist, daß man in jener Zeit an die Baubefähigten hinsichtlich der Schulkenntnisse die heutigen Anforderungen nicht stellte. Oder aber man hat — was ich in dessen nicht für wahrscheinlich halte — bei meinem Vater, vielleicht in Rücksicht seiner besonderen Verhältnisse, eine Ausnahme statuiert. Jedenfalls war der Schulsack, mit dem er ins Leben zog, nicht schwer gepackt: das Griechische ihm ein völlig Fremdes, und auch das wenige Latein, das er allenfalls in dürftigen Schulen und mangelhaftem Privatunterricht gelernt, hatte er in späteren Jahren so ziemlich bis auf das letzte Wort vergessen. Dafür hatte er die „Bauschule“ rite absolviert, sich während der Berliner Jahre eines näheren Verkehrs mit so ausgezeichneten Männern wie Schinkel und Benth zu erfreuen gehabt; dann — in den praktischen Dienst getreten — ich weiß nicht welche Stellungen bekleidet, bis wir ihn Ende der zehner und Anfang der zwanziger Jahre in Magdeburg als königlichen Wasser-Bauinspektor wiederfinden. In Magdeburg hatte er sich im Jahre 1822 mit meiner Mutter vermählt.

Ich werde in einem anderen Zusammenhange die Charakteristik meines Vaters, die ich hier nur skizzieren konnte, weiter auszuführen und ebenso Natur und Wesen meiner Mutter zu schildern haben. Vorderhand möge mir, was die letztere betrifft, nur die trodene Notiz gestattet sein, daß sie — ungefähr zehn Jahre jünger als mein Vater — gewiß aus leidenschaftlicher Liebe für ihn, sich von einem ersten Gatten, einem angesehenen Kaufmann in Magdeburg, dem sie bereits zwei Kinder geboren, getrennt hatte — in aller Güte darf man sagen, soweit das bei einem im besten Falle traurigen Schritte möglich ist. Wenigstens war und blieb das Verhältnis der Geschiedenen einer- und das des ersten und zweiten Gatten andererseits ein durchaus würdiges, hinüber und herüber wohlwollendes, gewissermaßen freundschaftliches. Einer Kaufmannsfamilie in Stettin entsprossen, deren einst glänzende Verhältnisse der Krieg zerrüttet hatte, war sie nach dem frühen — wohl infolge jener Unglücksfälle verfrühten — Tode ihres Vaters, während die

Mutter eine andere Ehe geschlossen, bei Verwandten in Magdeburg erzogen worden. Ob sie wirklich väterlicherseits von einer französischen Familie abstammte, die sich nach der Aufhebung des Edikts von Nantes in die Niederlande geflüchtet und von dort nach Deutschland verzweigt; ob diese dunkle Tradition nur eine Sage ist, die sich an den freilich verwunderlichen Familiennamen „Kobrah“ knüpft, der eigentlich „Kobran“ gelautet haben soll — ich weiß es nicht zu sagen. Immerhin war es auffallend, daß sie, deren Schulunterricht, wie ich aus späteren Mitteilungen weiß, ein höchst mangelhafter gewesen, ein fließendes Französisch mit dem reinsten Accente sprach, den sie schwerlich den französischen Occupationstruppen Magdeburgs während der Kriegsjahre abgelauscht haben konnte.

Als ich am 24. Februar 1829 zur Welt kam, war die Ehe meiner Eltern bereits mit drei Kindern — sämtlich Söhnen — gesegnet. Während der sechs Jahre, die ich in Magdeburg zu verleben hatte, wurde ihnen noch ein fünfter Sohn geboren und ein Töchterchen, das aber bald nach der Geburt starb. Diesen Verlust — wie ich gleich hier der Vollständigkeit halber hinzufügen will — hatten sie das Glück, ein paar Jahre später, als der Vater bereits nach Stralsund versetzt war, durch ein anderes Töchterlein ersetzen zu dürfen, welches dann das letzte Kind der Ehe geblieben ist. So hatte ich das Glück, inmitten einer zahlreichen Geschwisterchar aufzuwachsen. Ich nenne es ein Glück wie jenes, in einem Klima zu leben, das weder einen ewig blauen, noch ewig grauen Himmel bietet, sondern in welchem Sommer und Winter, Regen und Sonnenschein erquicklich miteinander wechseln. Kommt doch selbst der Umstand, daß die Eltern einem jeden der Schar ihre Sorge nicht ausschließlich widmen können, den Kindern insofern zu gute, als es — wenigstens in den von Haus aus tüchtigen — eine frühere Selbständigkeit zeitigt. Und daß die so zu freierer Entfaltung bestimmten Männchen nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgen gründlich die geschwisterlich benachbarten. Auf der anderen Seite aber, wer, der in solcher kleinen Republik groß geworden, vermöchte zu sagen, welche Welt von Anregungen für Geist und Gemüt, ja selbst eine wie heilsame Förderung seiner physischen Entwicklung er diesem beständigen, in Freud und Leid, Scherz und Ernst kaleidoskopisch wechselnden Kontakt mit den geschwisterlichen Genossen und Genossinnen verdankt! Ich begnüge mich hier, meinem Danke für die Wohlthaten, die mir aus dieser Quelle zugeflossen sind, einen allgemeinen Ausdruck zu geben. In der Folge werde ich gelegentlich einer und der anderen mir so gewordenen besonderen Gunst rühmend gedenken.

Nun gäbe ich viel darum, den Leser aus voller Überzeugung versichern zu dürfen, daß ich ein Kind gewesen bin, wie andere Kinder auch. Es scheint mir aber auf eine gewisse — ich will nicht sagen: Abnormität, sondern lieber: Wunderlichkeit meines Wesens hinzudeuten, daß ich mir in der Familie einen Spitznamen zuzog, der sich für ein Kind so wenig als möglich eignet, ja das genaue Gegenteil der Kindlichkeit bezeichnet. Man nannte mich — in sächsisch-märkischem Dialekt — „das alte Männchen.“ Gott sei Dank, hat man es nicht lange gethan — ich glaube, nicht über mein sechstes Jahr hinaus, — aber daß man es überhaupt und gerade während dieser meiner jüngsten Jahre thun konnte, ist mir auffallend und bedenklich. Um so mehr, als ich nichts weniger als ein tränkliches Kind war, bei dem scheue Zurückgezogenheit, trübsinniger Ernst, früh-

reif-aktluges Gebaren aus physischen Ursachen unschwer zu erklären sind. Meine physische Natur ließ scheinbar nichts zu wünschen; ja, es ist mir von meinen älteren Geschwistern bestätigt worden, daß ich mich in den Knabenspielen vom frühesten auf durch Kraft, Gewandtheit, Dulde- und Wagemut hervorgethan habe. Dennoch muß in meiner Organisation irgendwo ein Zuviel oder Zuwenig gewesen sein, oder wie hätte mir sonst jenes Scherzwort anhaften können? Wohl nur ein auch in der Psychologie erfahrener Physiologe vermöchte über einen derartigen Fall, wenn er ihm in allen Einzelheiten vorläge, genügenden Aufschluß zu geben. Ich muß mich damit begnügen, jene Absonderlichkeit auf eine übergroße Reizbarkeit des Nervensystems zurückzuführen, welche die Beobachtung des Kindes zu früh herausforderte, den Eindrücken eine unverhältnismäßige Stärke gab und dem weichen Gehirn eine Arbeit aufnöthigte, der es nicht gewachsen war, oder doch nur mit einer die kindliche Unbefangenheit beeinträchtigenden Anstrengung genügen konnte.

Nach heutigen Erziehungsgrundsätzen würden einsichtige und gewissenhafte Eltern mit peinlicher Sorge alles fernhalten, was jene Übergeheftigkeit einer vor der Zeit aus der Dämmerung der Kindheit herausstrebenden Seele noch vermehren müßte. Vor zwei Menschenaltern dachte man in dieser Beziehung anders; oder — ich fürchte — dachte auch gar nicht, sondern ließ sich vom Zufall leiten, der es dann nach seiner willkürlichen Laune gut oder schlecht machte. Bei mir hat er es herzlich schlecht gemacht, indem er es so einrichtete, daß ich durch fortwährendes Fragen, ewiges Wissenwollen: warum dies so und jenes anders sei? allen Hausgenossen lästig fiel, und die Eltern sich fröhlich entschlossen, den winzigen, noch nicht vierjährigen Quälgeist in die Schule zu schicken. Es war freilich nur eine kleinste Privatschule, die der Küster der Thomaskirche, welche unserer Wohnung gegenüberlag, in seiner Wohnung hielt; indessen ich habe doch eine Zeit, die ich tausendmal besser verspielt hätte, in der dumpfen Stubenluft zwecklos veritzen müssen. Oder was in der Welt hat es mir genützt, daß ich auf diese Weise zwei oder drei Jahre früher als andere Kinder lesen und schreiben lernte? der würdige Ordinarius der Sexta der Vorbereitungsschule, der man mich ein Jahr später anvertraute, über ein solches ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommenes Phänomen von Gelehrsamkeit schier erschrocken war? Und die Prophezeiung des guten Mannes: ich würde es noch einmal weit bringen in diesem Leben — du lieber Gott, wie weit bringt es denn im besten Falle ein deutscher Schriftsteller?

Ich habe nicht die böse Absicht, den Leser in der Schulstube festzuhalten. Aber auch in die Kinderstube, in welche ich zu dieser Zeit noch gehörte, will ich ihn nicht führen; ebenso wenig in Hof und Garten hinter dem Hause; auf die Gasse, die wenige Schritte von der Wohnung steil zu dem unmittelbar am Ufer des Flusses liegenden Teil der Stadt abfiel und im Winter zu den herrlichsten Rutschpartieen Gelegenheit gab; auf den Friedhof, über dessen eingesunkenen Gräbern hochaufgeschossenes Gras wehte, in der Wette mit den an langen Leinen von Pfahl zu Pfahl baumelnden Wäschestücken. Ich könnte ihm, wollte er mir auf diese unsere Spielplätze folgen, und auf den Weg zur Vorbereitungsschule, der über den Marktplatz und den „Breiten Weg“ führte, manches erzählen, das mindestens von meinem bis auf den heutigen Tag treuen Gedächtnisse für die Eindrücke so junger Jahre bereitetes Zeug-

nis ablegte; doch scheue ich die Konkurrenz der Unzähligen, denen dasselbe Zeugnis zur Seite steht. Und so möge mit der Leser nur eine Reminiscenz verstaten, deren Inhalt doch wenigstens auf den Beruf, welchem ich später verfallen sollte, hinzudeuten scheint: wie nämlich der kleine Bursch, mit einer Schürze drapiert, von einem Stuhl in der Küche dem Dienstpersonal den „Alten Hans“ deklamirt — die rührende Ballade von einem grauen Krieger, der beim „Lodernden Schein“ der Wachtfeuer abseits von den Kameraden sitzt, trauernd über den Verlust seines Pferdes, — eben jenes „alten Hans,“ — welches ihm, als sie „heut über die Alpenhöf“ zogen, im Schnee versank und eben jetzt, während „der Feldherr“ den Braven „mit gütigem Wort“ tröstet, „durch die Nacht gesprungen kommt,“ vor Lust wiehernd, und seinen Kopf an des Greises Brust legt.

Daß ich das lange Gedicht bis auf den heutigen Tag Wort für Wort auswendig weiß, will nicht viel sagen: ich habe es seit jenem ersten Debut in der elterlichen Küche unzähligmal auf Schulkaktus, oder — in früheren Jahren wenigstens — wenn man vor den Hausfreunden den stets Willigen zum Deklamieren aufforderte, recitirt.

Hier kann oder muß ich vielmehr das Kapitel der Erinnerungen meiner ersten Kindheit schließen. Nicht, weil ich mittlerweile eben sechs Jahre alt geworden bin und Anstand nehme, mich noch im eigentlichen Sinne Kind zu nennen, sondern weil jetzt ein Ereignis eintritt, das nicht nur einen scharfen Schnitt durch meine Erinnerungen macht, sondern auch tief in meine Entwicklung eingreift, ja für dieselbe in vielfacher Hinsicht richtunggebend geworden ist. Dieses Ereignis war, daß mein Vater im Frühjahr 1835 als Regierungs- und Baurat nach Straßburg versetzt wurde. (Fortsetzung folgt.)



Die Teilung Frankreichs.

Von
Faustus.

Der große Krieg war vorüber. Man hatte ihm diesen Namen gegeben, weil nach dem überstandenen Grausen das Bedürfnis einer euphemistischen Bezeichnung unwiderstehlich geworden war. Stumpfes, dumpfes Erstarren hatte im wählenden Feldzug die Welt ergriffen; die Schlachten waren in Entsetzen geschlagen worden, der Sieg war ohne Freude geblieben. Au das rauchlose Pulver hatten sich die Soldaten auf beiden Seiten schnell gewöhnt. Die feuchte Witterung hatte die Staubeentwicklung gehindert, so daß die Truppen mit unbarmherziger Deutlichkeit einander Auge in Auge sahen. Jeder einzelne wußte, daß er eine Zielscheibe sei, jeder einzelne erblickte in seinem Gegenüber nichts anderes als eine Zielscheibe. Mit dem Pulverdampf blieb auch sein Klatsch aus und seine Begeisterung, und an Stelle der wagemutigen Tapferkeit, die etwas Besonderes that, wenn sie sich ohne Not einer erhöhten Gefahr aussetzte und eine Dedung aufgab, trat öde und verödete Gleichgültigkeit. Die verminderte Schallwirkung des großen wie des kleinen Feuers hatte gleichfalls dazu beigetragen, dem Gefecht seine Glut und seine Poesie zu rauben.

Unter dem Banner des Entsetzens stand der Sieger nicht minder, als der Besiegte; und das unbeteiligte Europa, dessen

Aufgabe es sonst ist, den vom Kampfe Geschwächten die Friedensbedingungen imperativ anzuraten, war von dem gräßlichen Schauspiel so tief erschüttert, daß es auf jede Einmischung verzichtete und den Sieger gewähren ließ. Der Sieger vergaß die eigennützigste Ausbeutung des gewonnenen Vorteils, der Besiegte empfand seine staatliche Vernichtung nicht als einen Schmerz. Wie ein Erdbeben war es über die Lande gegangen: unheimlich und unentrinnbar. Granaten hatten schon früher Verderben gespiciert; doch selbst der überlegenen Kraft gegenüber hatte der Mensch noch das eigene Kraftgefühl nicht verloren. Jetzt aber erwürgten die neuesten Errungenschaften der artilleristischen Technik wie ein sagenhafter Pesthauch alles Gegenwärtige, und ihre Brisanz wühlte zugleich den Boden zu einem Grabe für die Vergifteten auf. Jedermann hatte das Gefühl: es sei mit den Kriegen auf absehbare Zeit zu Ende, es würde kein Diplomat und kein General wagen, noch einmal das Spiel zu beginnen, das den Besiegten tötete, den Sieger zur Gottesgeißel machte und die Zuschauer mit Trübsinn erfüllte. Dieser erste Krieg mit den neuen Waffen war auch der letzte gewesen. Deutschland und Frankreich hatten ihn geführt, einem Verhängnis folgend, nach welchem Europa für diese Nachbarn keinen Raum zu haben schien. Die Gefühle, aus denen die fortgesetzte Reizung, dann die Kriegserklärung hervorgegangen war, gehören der Geschichte an; sie selbst sind verschwunden und damit haben auch die Refriminationen aufgehört. Die Franzosen hatten aus dem Feldzuge 1870/71 nichts gelernt, sie zeigten die gleiche Unfähigkeit wie damals, sich in das Unvermeidliche zu fügen, und bewiesen damit, daß sie nur dem Naturtriebe, nicht planvoller Absicht gefolgt waren, als sie von Verderben zu Verderben rannten. Doch was in dem früheren Feldzuge den Anschein heroischen Glanz hatte, das war hier zur selbstvernichtenden Verblödung geworden, die in neues Unheil stürzt, weil ein erstes Unheil unfaßbar groß gewesen.

Der Friedensschluß ließ diesmal keine Verbitterung zurück. Die Veränderung der Landkarte wurde mit gedankenloser resignierter Gleichgültigkeit von allen Beteiligten hingenommen, die Neugestaltung vollzog sich ohne Widerstand und gleichwie im Traum. Das galt für die Gewinnenden nicht minder, als für die Verlierenden. Die einzelnen Staaten nahmen den Zuwachs an Landgebiet, die französischen Provinzen ihre Aufteilung wie eine Schickung hin. Daß Deutschland seine Grenzen nicht über die Vogesen hinauschoß, was es leicht hätte thun können, erklärt sich einzig aus dem Wunsche, den vernichteten Nachbar nicht mehr zum Nachbar zu haben, aus der Scheu vor einer ferneren Berührung, die schreckensvolle Erinnerungen heraufbeschwören konnte. Nur aus weiland französische Kolonien legte es seine Hand, gewissermaßen instinktiv die Pläne ausführend, die Wünsche erfüllend, die in den glücklichen Zeiten des bewaffneten Friedens seinen strebenden Ehrgeiz ausgemacht hatten. Die Aufteilung aber geschah in folgender Weise:

Die westafrikanischen Besitzungen Frankreichs, Senegambien und Gabun, über eine Million Quadratkilometer umfassend und mit einer Einwohnerzahl von mehr als zwei Millionen, fielen an Portugal, dessen afrikanischer Einfluß hierdurch eine wesentliche Stärkung erfuhr. Vielleicht hätte es näher gelegen, mit dieser kolonialen Ausstattung Spanien zu versehen, dessen natürliche Handelsbeziehungen auf eine solche Vereinigung hinviesen. Am Ende war es die Nachwirkung der Jahrhunderte alten Lehre von dem Gleichgewicht der europäischen Mächte, welche Spanien von der afrikanischen Erbschaft ausschloß, weil man dieser Halbinsel auf dem Kontinent einen bedeutenden Landzuwachs zuwies, während Portugal für die notgedrungen andauernde Beschränkung seines Stammlandes im schwarzen Erdteil entschädigt wurde. In solchen schicksalsschweren Augenblicken achtet man begreiflicherweise überhaupt wenig auf so kleinliche Dinge, wie natürliche Handelsbeziehungen es sind. Das Erbe Frankreichs war ja so reich, — man hätte kaum glauben mögen, daß an dem winzigen Stammkörper so mächtige Glieder hängen konnten. Eigentlich hingen

sie auch nicht daran, denn ihre Ablösung machte keine anderen Schwierigkeiten, als welche in der Notwendigkeit liegen, eine neue Farbenzusammenstellung in Fahnen und Emblemen als vaterländisch und angestammt betrachten zu lernen. Italien übernahm aus Frankreichs erstarrten Händen das Protektorat über Tunis, dessen Bey die Oberhoheit eines Königs viel verständlicher fand, als die einer auflösbaren Kammer von siebenhundert Mitgliedern. Den übrigen afrikanischen Teil aus der Masse des französischen Bankbruchs nahm Deutschland an sich. Die Insel Madagaskar wurde deutsches Schutzgebiet, — Königin Manavalo III. entsandte eine Huldigungs-Deputation nach Berlin, — Algier eine deutsche Provinz. Symbolisch gleichsam hatte Deutschland auf den Nordwesten Afrikas und auf den Südosten die Hand gelegt. Wenn Emin Pascha überhaupt noch zu retten war, so standen jetzt nationale Wege zu ihm offen. Annam, Tongking, Kambodscha und französisch Hochchina wurden der chinesischen Oberhoheit unterstellt, die westindischen Besitzungen Frankreichs gewannen Selbständigkeit. Neucaledonien wurde einfach vergessen. Der dortige Gouverneur fühlte Geist und Mut eines Nettelbeck in sich. Er schuf eine Deportiertengarde, die sich vor nichts, am allerwenigsten vor Gott fürchtete, und bekundete in feierlichem Trinkspruch seinen Entschluß, die Insel bis zum letzten Mann zu verteidigen. Es war ihm nicht beschieden, sein Wort wahr zu machen, denn die Insel wurde nicht angegriffen.

Wenig anders ging es mit Frankreichs europäischem Besitz. Daß die Insel Corsica dem italienischen Staate angegliedert wurde, ist beinahe selbstverständlich. Von den achtundachtzig feilständigen Departements Frankreichs fielen achtzehn mit fast sieben Millionen Einwohnern gleichfalls an Italien. Es waren dies die Departements Var, Varaulse, Alpes maritimes, Basses-Alpes, Hautes-Alpes, Gard, Ardèche, Drôme, Isère, Loire, Haute-Loire, Saône et Loire, Rhône, Bouches du Rhône, Allier, Ain, Savoie und Haute-Savoie. Von dem Stammlande Frankreichs war etwa der sechste Teil italienisch geworden.

Noch größer war der Anteil Spaniens an dem französischen Erbe. Nicht weniger als dreiundzwanzig Departements mit acht Millionen Einwohnern und einer Flächenausdehnung von dritthalbtausend Quadratmeilen vergaßen die Scheidewand der Pyrenäen und dachten nur noch der engen Beziehungen, welche schon vordem der Pyrenäen gespottet hatten, wenn es galt, von französischem Boden aus die Regierung des Nachbarstaates zu beunruhigen. Ein Zorilla fand sich immer, wenn man in Paris dem spanischen Reiche Unbequemlichkeiten bereiten wollte, und wenn es an einem Marschall gebracht, so fand sich doch die spanische Ausgabe eines Foucault de Mondieu. Die Pyrenäen-Departements schienen stets nur deshalb französisch zu heißen, damit die spanische Regierung dort den spanischen Rebellen nicht beikommen könne; die Spanier aber, die gerade nicht regierungsfähig waren, fühlten sich dort in dieser Zeit zu Haus. Jetzt kam die Nemesis: aus den pseudo-spanischen wurden echt spanische Departements, und die spanische Hand griff, da es doch in einem hinging, gleich etwas höher. Aber nein: man darf den Spaniern nicht unrecht thun. Sie standen gar nicht nach dem französischen Besitze; nur als Landflucht fast alle französischen Lande ergriff, öffnete es gastlich den Vaterlandsmüden seine Thore. Die Form, in welcher dies geschah, war lediglich aus physischer Notwendigkeit die der Grenzverschiebung und Annexion. Die dreiundzwanzig neuspanischen Departements waren: Hautes-Pyrenées, Basses-Pyrenées, Pyrenées-orientales, Lot et Garonne, Lot, Tarn, Tarn et Garonne, Haute-Garonne, Gers, Gironde, Dordogne, Aude, Hérault, Lozère, Landes, Ariège, Corrèze, Cantal, Charente, Charente-inférieure, Haute-Vienne, Bay de Biscaye.

Auch bei der Schweiz war es nicht Annexionslust, welche zur Aufnahme von vier Departements — Neuchâtel, Doubs, Côte d'or und Haute-Saône — mit anderthalb Millionen Einwohnern und vierhundertachtzig Quadratmeilen Ausdehnung trieb. Die Schweiz nahm diese Departements auf, wie

man arme Verwandte aufnimmt: mitleidig und teilnahmsvoll, gleichviel ob das üble Geschick nicht unverdient sei.

Belgien trug seine Länderweiterung wie einen schweren Schicksalsschlag, aber mit Fassung. Es kam sich in dem vergrößerten Hause anfänglich wie ein Fremder vor, doch lernte es leidlich schnell, sich auf seine Hausherrn-Autorität besinnen — dank der Verschüchterung, in welcher die französischen Ankömmlinge verharren. Folgende sechzehn Departements waren nach Belgien geflüchtet: Dije, Somme, Aisne, Nord, Pas de Calais, Ardennes, Marne, Haute-Marne, Vosges, Jura, Aube, Meurthe, Haut-Rhin, Bas-Rhin, Meuse, Moselle. Belgien hatte guten Grund, über seinen Gewinn einigermaßen erschrocken zu sein. Acht Millionen Einwohner sind schwer zu assimilieren, und eine Gebietsverweiterung von siebzehnhundertzweiundsechzig Quadratmeilen ist beinahe der Untergang für ein Land, das bis dahin auf einer Fläche von noch nicht dem dritten Teile dieser Ausdehnung nur halb soviel Einwohner gezählt hatte, als die neuen Provinzen.

Von den neununddrtzig Departements Frankreichs — Korsika eingeschlossen — waren neunzehn an Italien, dreiundzwanzig an Spanien, vier an die Schweiz, sechzehn an Belgien gefallen. Von dem Stammlande, das zehntausend Quadratmeilen umfaßt, achtunddreißig Millionen Einwohner gezählt hatte, waren nur noch achtundzwanzig Departements mit vierzehn Millionen Einwohnern und nicht ganz dreitausend Quadratmeilen Fläche beisammen, und auch diese wollten nicht beisammen bleiben. Sie trennten sich voneinander, ohne Streit, ohne Groll, wie selbstverständlich. Die Vendée vereinigte zehn Departements — Vienne, Deux-Sèvres, Loire inférieure, Maine et Loire, Loire et Cher, Cher, Indre, Indre et Loire, Creuse, Vendée — um die weiße Fahne des Legitimus. Sie bildeten ein Königreich, besetzten aber den Thron nicht, denn sie warteten auf einen anderen Dienstmans. Vier Millionen Seelen, über elfhundert Quadratmeilen zerstreut, warteten auf ihren König.

Im Nordwesten des ehemaligen Frankreich war man anderen Sinnes. Dort hatte man sich an die republikanische Staatsform gewöhnt und hielt aus konservativer Gesinnung daran fest. Die Republik sollte eben eine konservative sein. So war diesem Teile Frankreichs das Zusammenleben mit der weißfahni gen Vendée ebenso unmöglich, wie die fortdauernde Vereinigung mit dem roten Paris. Zehn Departements — Morbihan, Finistère, Ille et Vilaine, Mayenne, Côtes du Nord, Orne, Calvados, Manche, Eure et Loire, Sarthe, elfhundert Quadratmeilen Landes mit fünf Millionen Einwohnern — bildeten die Republik Alençon. Sie wollen keine straffe Centralisation der Regierungsgewalt, aber sie hoffen, daß die Stadt Alençon ein anderes und ein besseres Paris werden wird.

Das rote Paris war allein geblieben. Nur ein schmaler Streifen Landes hing ihm an, gleichsam das Angelände des großen Kanals, der von Paris nach Rouen sich zieht und Paris zur Seestadt macht, weil er Seeschiffe tragen kann. Das ganze Land bestand aus den sieben Departements Seine, Seine inférieure, Seine et Marne, Seine et Dije, Loiret, Yonne, Eure und zählte auf nicht ganz siebenhundert Quadratmeilen über fünf Millionen Einwohner. Doch nein, die Kommune Paris hatte noch weiteren Landbesitz: die vergessene Kolonie Neucaledonien. Der Gouverneur hatte in seiner Kettelbed-Pose ausgehalten, bis seiner Deportierten-Garde die Geduld vergangen war. Er sah sich genötigt, die Heimat um Sucarrs anzugehen, und sein Ersuchen war dem Herkommen gemäß nach Paris adressiert. So erfahren die Pariser, daß sie eine Kolonie besaßen. Die Frommen unter ihnen aber — es giebt auch in Paris Fromme — erkannten in dem scheinbaren Zufall das Walten der Vorsehung. Wenn die Pariser Neucaledonien nicht behalten hätten, wohin sollten sie dann ihre Aufreißer schicken? und vor allem: woher sollten sie ihre Führer holen?



Eine Erbkrankheit unserer Kammermusik.

von

Moritz Moszkowski.

Das Interesse, welches unsere heutige Generation der musikalischen Kunst entgegenbringt, ist in einem derartig rapiden Wachsen begriffen, daß es nachgerade beginnt, zu hoher symptomatischer Bedeutung für die Pathologen zu gelangen. Nicht wenige unter diesen haben die abnorme Nervenreizbarkeit, welche unsere Zeit charakterisiert, als Wirkung oder auch als Ursache dieser Kunstpassion erklärt, und von vielen Seiten ertönen schon seit langer Zeit ernste aber vergebliche Mahnrufe, dem herrschenden Musikumwesen zu steuern, und vor allem das Vorurteil zu beseitigen, welches uns die Musik als eine Kunst betrachtet läßt, mit deren Ausübung sich jeder gebildete Mensch befassen müsse.

Inzwischen aber gewinnt die musikalische Infektion immer mehr Boden, und ihre nervenzerstörenden Bacillen erzeugen in den unterschiedlichen Formen der Konzerten, der Gesangsfeiern und namentlich der Klavierfeste immer bedrohlichere Erscheinungen. Keine Wärme-Steigerung ist im Stande, die Widerstandskraft der furchtbaren Bakterien zu brechen; sie geben in der glühendsten Sommerhitze die festen Musikformen nur auf, um die Form von Musikfesten anzunehmen; der Zeitraum der musikalischen Saison hat mithin zwar eine genaue Abgrenzung erfahren, aber seine Dauer beträgt zwölf Monate.

Ist nun auch die Produktion und die Reproduktion auf musikalischem Felde ungeheuer gestiegen, so haben doch nicht alle Gebiete der Musik etwa gleichmäßig hieran partizipiert. Die Bereicherung der Klavier-Litteratur hat beispielsweise diejenige der Kammermusik in unverhältnismäßiger Weise überflügelt, und die Formen der letzteren haben sogar noch eine beträchtliche Einbuße erfahren. Der alles beherrschenden Machtstellung des heutigen Pianofortes mußten sich auch die Kammermusik-Komponisten der Gegenwart anbequemen. Auf hundert moderne Klaviermusikwerke kommt wohl kaum eins, welches keinen Klavierpart enthielte, und die anderen neunundneunzig weisen als mitbeteiligte Instrumente fast immer nur Violine, Cello und Viola auf. Die Kammermusik von heute heißt mit anderen Worten: Klavier- und Violin-Sonate, Klavier-Trio, Klavier-Quartett oder -Quintett.

Daß dieser Beschränkung in der Auswahl der Instrumente nicht etwa eine sich in dieser Weise manifestierende Geschmacksrichtung unserer Komponisten zu Grunde liegt, scheint mir außer allem Zweifel. Man müßte, wollte man letzteren eine solche imputieren, annehmen, daß unter der langandauernden Wirkung äußerer Einflüsse eine recht bedenkliche Vergrößerung des Tonstimm bei ihnen Platz gegriffen habe. Eine viel näherliegende und sicher auch richtigere Erklärung für die erwähnte Tatsache ist indes in dem Umstande zu suchen, daß der Künstler den Forderungen des Publikums stets mehr oder minder große Konzessionen machen muß. Das Publikum aber spricht zu dem Komponisten durch den Mund des Musikalien-Verlegers. Will sich der erstere dem Drucke des letzteren entziehen, so entzieht sich dieser meistens dem Drucke des ersteren.

Ein von der Macht des Hergebrachten ebenso völlig unbeeinträchtigt, wie von der Rücksicht auf raschen, äußeren Erfolg unbeeinflusst Musiker kann sich meiner Ansicht nach der Überzeugung kaum verschließen, daß das Pianoforte ein recht wenig geeignetes Ton-Organ für die Kammermusik bietet. Was der genannten Kunstgattung eigentümlich ist und in erster Reihe ihren Charakter bestimmt, ist die möglichst vollständige Koordination der verwendeten Instrumente. Der Glanz virtueller Einzelleistungen, der Pomp tonlicher Massenhaftigkeit und die Kombination überraschender Klang-Phänomene fallen aus ihrem Rahmen und stellen sich in ihr, wenn sie in seltenen Fällen überhaupt erreicht werden können, meist als grob verlegende Stilwidrigkeiten dar. Ein Kammermusikwerk soll einer in Töne umgegossenen Konversation von mehreren Personen entsprechen, die je nach ihrer verschiedenen Individualität und ihrer hier-

durch bedingten Ansicht und Ausdrucksweise ein ihnen allen zugängliches und sie alle interessierendes Thema abhandeln. Reizt jemand, wo sich mehrere unterhalten wollen, das Wort derart an sich, daß die andern kaum Zustimmung oder Einwände äußern können, so nennt man einen solchen Menschen den Störenfried der Gesellschaft. Handelt es sich um Kammermusik, so heißt die betreffende Persönlichkeit „der Pianist.“ Laßt diesen allein musizieren oder gebt ihm als ebenbürtigen Partner das volle Orchester! Dem Pianisten stehen nur zwei Rollen an: Entweder tritt er als Begleiter auf, dann reißt er sozusagen infognito und begiebt sich von vornherein und aus eigenem Entschluß aller Ehrenbezeugungen. Hängt er aber den Königsmantel um, so darf er auch respektvolle Entfernung der andern beanspruchen; kein gesellschaftlicher Umgang ziemt ihm mehr, sondern Einsamkeit oder volles Gefolge in Gestalt des Orchesters!

Die Einwände, welche man gegen meine Ansicht von der geringen Assimilationsfähigkeit des Pianofortes erheben kann, liegen zum Teil so nahe, daß ich einen derselben, welchen man vermutlich als den gewichtigsten betrachten wird, gleich selbst widerlegen möchte. Man könnte nämlich sagen, daß der große Schatz vorzüglicher Musik, mit welchem uns die berühmten Tonmeister in Form von Klavier- und Violin-Sonaten, Klavier-Trios u. s. w. beschenkt haben, den besten Beweis gegen meine antilklavieristischen Erörterungen liefere. Dem würde ich nun entgegenhalten, daß man musikalische Ideen von hervorragender Schönheit meist in sehr verschiedene instrumentale Gewandungen zu kleiden und als solche zu erkennen vermag; daß aber die in Rede stehende Wahl der Instrumente gewiß nicht immer aus innern Gründen von den Komponisten getroffen worden ist, sondern in den meisten Fällen von der Rücksicht diktiert wurde, den betreffenden Musikstücken eine möglichst große Verbreitung zu sichern. Diese Rücksicht bewog ja sogar Beethoven, sein ursprünglich für Violine, Bratsche, Horn, Klarinette, Fagott, Cello und Kontrabaß komponiertes Opus 20 nachträglich für Klavier, Violine und Cello umzuschreiben. Gewiß bleibt dieses auch als Klavier-Trio ein prächtiges Werk, und wäre nicht das Original publiziert, so möchte es gewiß nicht an Musikkritikern fehlen, die die triomphartige Anlage in jedem Takte herausdemonstrieren würden. Welch ungleich größeren Reiz hat aber das Werk, wenn es in der Original-Besetzung ausgeführt wird! Als Septett wirkt es wie ein Drama in seiner Ursprache, als Trio wie eine Übersetzung in das Volapük. Die Gedanken haben den nämlichen Sinn, aber die charakteristische Ausdrucksweise ist verloren gegangen.

Diese letztere aber ist selbst in denjenigen Klavier-Kammermusikwerken, welche originaliter als solche konzipiert wurden, nur selten anzutreffen. Das Pianoforte namentlich gelangt selten dazu, sich in ihnen unbeengt auszusprechen. Meistens gleicht es dem Manne aus dem Märchen, der, wenn er nicht seine Kameraden im Laufschritt allzusehr überflügeln wollte, sich notgedrungen ein Bein abschnallen mußte. Wo es hingegen seines Spielreichtums eingedenk wird, rotten sich die Streicher entweder schon zum Unisono zusammen oder ergehen sich in indifferenten Phrasen, die im besten Falle nichts verderben. In den wenigsten Fällen kommt es zu einem gegenseitigen harmonischen Durchdringen der Stimmen, zu einer vollkommenen Verschmelzung der Tonsfarben, mit einem Worte: zu einer Verwendung der Instrumente, welche diese als die wahrhaft geeignetsten, durch ihren Charakter prädestinierten Interpreten des ihnen anvertrauten Inhalts erscheinen läßt. Hört ihr wirklich nicht, ihr amtlichen Kunstweisen mit der auswendig gelernten Aesthetik, die ihr bei jeder Gelegenheit als eigenes Empfinden auszuspielen möchtet, hört ihr wirklich nicht, wie wenig der Klavierton zu demjenigen der Geige oder des Cellos paßt, wenn in gehaltenen Harmonieen der kurze Atem des Pianofortes neben dem breiten Gesange der Streichinstrumente erstirbt? Stören euch wirklich nicht die wie Öl und Wasser auseinanderlaufenden Klangfarben der Violine und des Klaviers, wenn, wie es in älteren Werken so häufig der Fall, das Klavier Baß und Melodie intoniert, während die Violine ver-

geblich die tonliche Lakune in der Mittellage durch eine figurirte Begleitung zu verdecken strebt? Nein, das Pianoforte hat seine prädominierende Stellung im Gebiete der Kammermusik nicht seiner künstlerischen Befähigung hierzu zu verdanken. Die Pflege dieses Kunstzweiges gebührt in erster Linie neben den Streichinstrumentalisten den Holzbläsern und Waldhornisten. Diesen Künstlern vertraut künftig häufiger Rollen an, ihr Kammermusik-Komponisten! Sie werden es euch mehr als die von Solisten-Eitelkeit erfüllten Pianisten Dank wissen; ihr aber werdet die Freude genießen, nicht nur schöne Werke geschaffen, sondern auch euren Interpreten die Anregung zu größerer Vervollkommenheit gegeben zu haben, welche letztere wiederum die Ressourcen des modernen Orchesterfuges in dankenswerter Weise steigern wird.



Der Realismus des Regisseurs.

Zur Eröffnung der Theater-Saison.

Von

Fritz Mauthner.

Die Berliner Bühnen sind bekanntlich nicht die ersten Deutschlands. Das königliche Schauspielhaus schlummert immer noch in seinem dreißigjährigen Schlafe weiter, und sein Ritter hat es bis heute noch nicht wach küssen können. Doch auch die anderen Berliner Theater, welche erst durch das sinkende Ansehen der Hofbühne zu rascher Blüte gelangten, leiden noch an den Fehlern ihrer Jugend. Nicht nur die Wiener Burg ist trotz ihrer mannigfachen Verluste, die Tod und Alter ihr schufen, unverdrossen geblieben; auch München und Dresden stellen der preussischen Hegemonie wenigstens gute Bühnen entgegen.

Trotz alledem üben die Berliner Theater weitaus den größten Einfluß auf das deutsche Bühnenwesen. Die Bedeutung, welche Berlin als Reichshauptstadt gewonnen hat, spielt dabei gewiß mit; hat der ungeheure Aufschwung Berlins dazu geführt, daß es unter anderem auch Soolbad geworden ist, warum sollte es nicht auch die erste Kunststadt Deutschlands werden. Wichtiger aber als das unwägbare Prestige Berlins mag die ziffernmäßig genau festzustellende Masse geworden sein, die es auch bei Kunstfragen in die Waagschale werfen kann. Ein volles Duzend große Theater sind hier bei schlechtem Wetter und guter Spielzeit allabendlich bis auf den letzten Platz gefüllt; mehr als fünfhundert Bühnenkünstler finden hier dauernde Beschäftigung, das Heer von Wimen nicht gerechnet, welches in Berlin auf Wartegeld lebt, oder auf Geld wartet, und allabendlich auf seinen Freiplätzen verächtlich den Größen des Tages zuhört, um von ihnen zu lernen. Dazu kommt, daß die großen Genossenschaften und Agenturen ihren Mittelpunkt in Berlin haben, daß Berlin für das weitverweigte Bühnengeschäft der erste deutsche Markt geworden ist. Selbst große auswärtige Bühnen beziehen schon vielfach ihre Dichtungen und Dekorationen mitsamt den Schauspielern aus Berlin, und die kleinen Provinztheater verschreiben sich ebendaher alte Stücke, alte Kostüme und alte Schauspieler. Wird in Berlin ein neues Drama mit großen Geldopfern herausgebracht, so ist das eine Art Gründung, bei welcher sich auch schon schlichte Kapitalisten beteiligen; gelingt die Einführung an der Bühnenbörse, können Dekorationen, Kostüme und Verse einige Jahre lang durch ganz Deutschland geschleppt werden, bis endlich Dekorationen, Kostüme und Verse in irgend einem wasserpolackischen Neste das Flicken nicht mehr lohnen und dem Lumpensammler anheimfallen, dann hat die Gründung für die Dichter und die anderen Spekulanten einen ganz hübschen Gewinn abgeworfen. Wenn man höflich sein will, so drückt man das auch so aus: Berlin hat die Führung des deutschen Bühnenlebens an sich gerissen.

Auch der Realismus der Regiekunst, so wie er gegenwärtig zur Mode geworden ist, begann eigentlich in Berlin. Der Herzog von Meiningen hatte diese neue Form des Realismus zwar erfunden, aber die kostspielige Sache galt lange Zeit nur für eine Kuriosität, für fürstlichen Luxus. Erst seitdem großstädtische Privatbühnen diese Gewissenhaftigkeit in Kleinigkeiten übernommen und damit große Erfolge gehabt hatten, ist dieser Realismus zum allgemeinen Schlagwort geworden, und heutigentags begnügt sich selbst der kleinste Provinz-Regisseur nicht mehr mit der alten Regel: Vor Christi Geburt Sandalen, nachher Ritterstiefel.

Dieser Realismus der Regiekunst ist in den letzten Jahren an den wichtigsten Berliner Bühnen derart mißverstanden worden und nach einer falschen Richtung so sehr ausgeartet, daß er bereits eine Gefahr für unser Drama genannt werden kann. Sonst ganz moderne Köpfe sind dadurch auf den verzweifeltsten Einfall gekommen, das Ausstattungswesen und den Realismus in einem Atemzuge zu verdammen, wie Bettelmönche Einfachheit zu predigen und eine asketische Bühneneinrichtung vorzuschlagen, wie sie niemals und nirgends bestanden haben kann. Der echte Bühnen-Realismus aber, wie er im Wechsel der Zeiten immer seine großen Vertreter gefunden hat, ist nichts weiter, als eine einzelne Ausherrung des Realismus, welcher unsere Zeit, das Ende des neunzehnten Jahrhunderts, nun einmal beherrscht. Politik und Kunst, Dichtung und Wissenschaft, Leben und Liebe ist realistisch geworden; der arme Regisseur, welcher nach Ansicht seines Direktors der Kunst das Sofa zu tapazieren hat, kann sich nicht ausschließen. Ein großer Philosoph, welcher über seinen eigenen Schatten zu springen und sich über den Gedankengehalt seiner Zeit hinwegzusetzen vermöchte, dürfte wohl die Frage untersuchen, ob dieser Realismus in der Entwicklung der Menschheit einen Vor- oder einen Rückschritt bedeutet. Wir ändern stehen einmal nicht auf so einsamer Höhe und sind alle zusammen Realisten, ob wir wollen oder nicht. Der Theater-Regisseur vollends, der kaum über den Schatten seines dicken Direktors springen darf, muß dem herrschenden Realismus selbstverständlich dienen.

Auch der Dichter dient ihm. Als moderner Mensch ist er eben ein Realist; und wo sich hinter dem Dichter ein Geschäftsmann verbirgt, da ist der Realismus erst recht Herr. In dem breiten Betrieb der Posse war dieser Realismus schon lange vor den Meinigern da; wo der alte Hanswurst seine lustigen Späße nur mit Grimassen und Glibberverrenkungen unterstützte, da gaben die Moser und Schönthan ihrem Komiker irgend ein greifbares Gerät in die Hand, welches einer ganzen Scene den Schein des Lebens verleihen soll: eine Gießkanne, eine Trompete, einen Blumenstrauß. Auch im höheren Lustspiel und Drama beschränkt sich das Bühnenbild, welches die Dichter vorschreiben, nicht mehr auf die Thüren, rechts, links und in der Mitte, und zwei Stühle vor dem Souffleurkasten; in jedem Austritt wird geraucht, gestrickt, gemalt oder sonst irgend etwas gethan, was allerlei Hausrat erfordert, und um der brennenden Cigarre des Bonvivants willen muß am Ende nicht nur ein einfaches Rauchtischchen, sondern die ganze Einrichtung eines Herrenzimmers vor dem Zuschauer stehen. Die Claque ist sogar schon darauf dressiert, so stilvolle Scenen-Einrichtungen, wie sie von Möbelhändlern fertig geliefert werden, mit lautem Beifall zu begrüßen. Auch die Dichter historischer Tragödien halten sich in den Kleinigkeiten der geschilderten Vorgänge an das Kostüm der Zeit. Sie machen es umgekehrt wie Shakespeare, der bloß das Wichtige traf. Dieser Realismus unserer Dichter nun — von welchem hier natürlich nur die Rede ist, soweit er das Bühnenbild angeht — zwingt die Regie zu einer entsprechenden Thätigkeit. Sie muß dem Komiker seine Gießkanne, dem Bonvivant sein Rauchtischchen und dem Heldendarsteller seinen Schuppenpanzer liefern. Und wenn das Publikum auf diese Dinge den Hauptwert legt, wenn gefällige Theaterdirectoren deshalb Stücke mit Gießkannen und Schuppenpanzern eher als andere zur Aufführung annehmen, wenn bescheidene Dichter deshalb soviel Gießkannen und Schuppenpanzer wie nur irgend möglich anbringen, so ist das ein Unglück für unser

Theater, für welches der Realismus als solcher nicht verantwortlich gemacht werden kann. Fast wie im Ballett sind in solchen Requisiteustücken die Worte des Dichters zur Nebensache geworden.

Der Gefahr, sich bewußt und freiwillig in den Dienst des Tapaziers zu stellen, sind die alten toten Klassiker nun wohl entgangen. Dafür sind ihre hinterlassenen Werke um so willenslosere Opfer in der Hand unternehmungslustiger Regisseure. Scenen, in welchen sie ganz naiv und ohne historischen Apparat große Menschen einander gegenüberstellen, werden von allerlei antiquarischem Kleinfraß erdrückt; und Dichtungen wieder, welche sich mit ihrer vollen Schönheit doch nur an den einsamen Leser wenden können, werden mit Aufbietung von Malerei, Musik und Tanz immer wieder aufs neue zu einem künstlichen Bühnenleben geweckt. Die beiden wichtigsten Auführungen, welche die beginnende Spielzeit in Berlin brachte, gaben für diese Beobachtung gute Beispiele.

In Ludwig Barnays „Berliner Theater“ sah man Shakespeares herrlichen Coriolan in einer Darstellung, welche alle wichtigen Rollen recht mittelmäßig, die Volksscenen dagegen zum Teil glänzend zur Geltung brachte. Glücklicherweise sind die Mittel des Berliner Theaters nicht so groß, daß die Archäologie in Decorationen und Kostümen sich hervorthun könnte. Es war mir beinahe erfreulich, daß die Architektur einige hundert und die Mägen um tausend Jahre jünger waren, als der alte Coriolanus. Wenn Shakespeare an einer entzückenden Stelle den Menenius seine Mütze zum Himmel werfen läßt, so muß die Mütze trotz aller Primanerkenntnisse geworfen werden. Dafür thut sich die Regie in Volksscenen gütlich; wo sich nur ein „erster Bürger“ im Text des Dichters findet, da wird sofort ein Melodram veranstaltet, in welchem das Geschrei des Helden obligat vom polyphonen Geschrei des Volkes begleitet wird. Das Bühnenbild Shakespeares zeigte sicherlich einen Junker seiner Zeit, etwa im Kostüm Egmonts, freilich eines ironischen und nicht eben leutfeligen Egmont, es zeigte ferner Londoner Pöbel. Shakespeares Coriolan zieht vor den Wählern ironisch den Hut. Wir könnten freilich einen solchen Anachronismus kaum mehr ertragen; aber die Übersetzung des Ganzen in das steifsteinern Altrömische bringt den Dichter häufig um seine beste Wirkung.

Im Deutschen Theater hat sich dieselbe Mode, welche die Schaulust begünstigt, freilich die größte Aufgabe gestellt, welche die deutsche Bühne überhaupt zu lösen hat: die Gesamtauführung von Goethes Faust. Aber auch hier mußte sich der Dichter in den Dienst der Theaterleute stellen, anstatt daß das Theater dem Dichter zu dienen bereit gewesen wäre. Von vornherein ist eine Aufführung des Faust, welche am ersten Abend den Pakt im Himmel der Zeitersparnis wegen wegläßt, am zweiten Abend jedoch die Rettung von Fausts Seele darstellt, ein schlechter Unsinn. Ja, ich möchte das Paradoxon wagen, daß der Prolog im Himmel, welchem unmittelbar der letzte Akt des zweiten Teiles folgte, vom Gesamt-Faust und seinem Ideengehalt einen besseren Begriff gäbe, als all die gewaltigen Bruchstücke ohne den Prolog.

Aber den zweiten Teil von Faust sind die Akten noch lange nicht geschlossen. Goethe hat vielleicht nie zuvor soviel Tieffinn mit soviel Wohlklang verbunden, wie in den meisten Neben und Gesängen dieses Greisenwerks. Es ist ja schade, daß dieser letzte Schluß von Goethes Weisheit dem Volke für immer ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird; und es muß so bleiben, weil — dies ist die einfache Wahrheit — im zweiten Teil des Faust Tieffinn und Wohlklang nicht mehr von der dichterischen Kraft, welche feste Gestalten schafft, zusammengehalten werden. Selbst der ragende Gipfel des zweiten Teils, der Tod des Faust, wird von schwankenden Gestalten eingeleitet. Vier graue Weiber treten auf, die in das Haus des Reichen nicht eindringen mögen. Daß der Mangel und die Not nicht hinein können, ist klar, fast trivial. Warum kann aber die Schuld nicht eintreten? Warum naht dem Faust gerade die Sorge, die gar keine Beziehung zu seinem Streben hat? Warum erblindet Faust durch das Anfauchen der Sorge?

Das verstehe alles, wer kann. Nicht die Logik und die Erklärungsfähigkeit werden hier vermisst, nicht die logische, sondern die poetische Klarheit.

Auch der erste Teil hat metaphysische Geschöpfe, wie den Erdgeist, bei welchem sich mancherlei denken läßt; aber über alle Deutung hinaus steht dieser Kerl doch mit vollem dichterischen Leben neben den Allegorien des zweiten Teils.

Trotzdem ist die Darstellung seines letzten Aktes ein großes Verdienst des Deutschen Theaters, und die große Wirkung, welche von den Szenen am Grabe und im Himmel ausging, wird uns unvergesslich bleiben. Nur der Auftritt von Philemon und Bauzis, welche bei Goethe liebliche Verse zu sprechen, auf der Bühne aber ein Genrebildchen in der breiten Art der Münchener Volkshauspieler auszuführen hatten, bewies wieder einmal, daß der Realismus nicht überallhin paßt.

Die Teufelsbrücke, welche Direktor L'Aronge von diesem trotz alledem überwältigenden letzten Akte zum ersten Teile hinüberschlug, wird nicht halten. Nicht, daß zwei ganze Akte gestrichen wurden, table ich, sondern daß zuviel vom zweiten Teile stehen blieb. Und kühn sei es gesagt, daß der Gesamtfaust nicht früher das Eigentum der deutschen Bühne sein wird, als bis ein Theater, nach einer allerdings furchtbaren Operation, das ganze Werk an einem Abende zur Aufführung bringen wird. Die Zuschauer dürfen nicht aus dem Banne gelassen werden, bevor nicht auf die Frage des Teufels die Antwort des Himmels erfolgt ist.



Das Nationaldenkmal für Wilhelm I.

von

F. Fischer.

Noch niemals sind deutsche Künstler zur Bewältigung einer solchen Riesenaufgabe eingeladen worden, wie diesmal: eine Heldengestalt, welche den tausendjährigen Wunsch des Volkes verwirklicht hatte, und welche, während sie durch ihre Thaten alte Legenden von Kaiser Barbarossa wahr machte, auch durch den Lebenslauf, ja schon durch ihr hohes Alter bereits im Leben etwas Legendäres erhielt. Die Künstler des lebenden Geschlechts können kaum hoffen, vor einen zweiten Auftrag von dieser Bedeutung gestellt zu werden. Von großer Wichtigkeit ist es natürlich, daß dem stolzen Zweck auch die größten Mittel zur Verfügung stehen; ungezählte Millionen haben, wie die menschliche Seele nun einmal irdisch gebunden ist, einen sehr fördernden Einfluß auf des Künstlers Phantasie.

Nun ist Mitte September die Ausstellung der Konkurrenz-Entwürfe eröffnet worden, und Fachleute wie Laien werden bald den Umstand segnen, daß diese Preisausschreibung nur eine vorläufige war, und daß eine zweite Konkurrenz erst die Entscheidung bringen wird. Denn in dem Gewimmel von schönen und scheußlichen, ernsthaften und lächerlichen Skizzen und Modellen ist der Entwurf noch nicht enthalten, vor welchem das Volk auszurufen gezwungen wäre: dieser oder keiner! Und doch hat dieses erste Preisausschreiben seinen Zweck erfüllt; hat auch kein Genie auf den ersten Anlauf den Sieg errungen, so haben doch viele Fehlgriffe deutlich gezeigt, auf welchem Wege die Aufgabe nicht zu lösen ist.

Unter den hundertundfünfzig Preisbewerbungen sind natürlich eine Menge von dankenswerten Leistungen, welche dem ruhigsten Betrachter noch ein Lächeln abnötigen können. Da hat sich natürlich sofort der alte Obelisk eingestellt, der ewige Jude unter den Berliner Denkmal-Entwürfen, der nicht zu einer bleibenden Stätte kommen kann, trotzdem für ihn schon Geld vorhanden war. Die Lebensgeschichte dieses Obelisks, wahrheitsgetreu geschrieben, wäre eine ebenso belehrende als belustigende Lektüre. Da steht weiter ein Modell, welches das Reiterdenkmal erst in der Höhe eines stattlichen Kirchturmes anbringt, den Turm selbst jedoch nach den Motiven eines Berliner Baum-

fuchens aufbaut. Da zeigt ein anderes Bild — es ist entsetzlich! — wahrhaftig eine ägyptische Pyramide, zu der von der einen Seite ein römischer Triumphbogen, von der andern Seite ein griechisches Tempelchen emporführt; die dritte und vierte Seite ist auf der Zeichnung unsichtbar, wahrscheinlich gäbe es da noch eine gotische Kirche und eine moderne Bahnhofsallee zu sehen. Die Spitze der Pyramide trägt das Reiterdenkmal. Die Barbarei dieses Einfalls hätte im Mittelalter unter feindnisreichen Asiaten gewiß ihr Glück gemacht.

Solche Greuel hat natürlich die Größe des Preises verschuldet. Wer ohne Genialität etwas Titanenhaftes schaffen will, wird immer etwas Massiges zu stande bringen. Den umgekehrten Fehler begingen diejenigen, welche für das monumentale Werk einen niedlichen Einfall verwerten wollten. Dahiin gehört ein Modell, welches den Kaiser unter einem Baldachin von goldgelbem Glase zeigt; ein Reiterdenkmal unter einem solchen Regenschirm würde zu den militärischen Gewohnheiten des alten Kaisers kaum stimmen. Zu niedrig ist auch der Einfall eines anderen Bildhauers, welcher hoch oben auf dem Sockel den Reichskanzler das Pferd des Kaisers am Zaume halten läßt, während Moltke hinter dem Sattelgurt eine Landkarte studiert. Das gäbe eine ganz hübsche Zeichnung für eine Jugendschrift. Aber monumental ist doch wohl anders.

Die meisten Künstler haben auch für diesen Wettbewerb nach der Schablone gearbeitet. Sie haben wie für ein wohlfeiles Provinzdenkmal den üblichen Ofen aus ihren Stacheln aufgebaut und als Aufsatz das gewohnte Reiterdenkmal oben hingestellt. Die fleißigsten unter ihnen waren wenigstens bemüht, entweder das Pferd des großen Kurfürsten oder das des Venezianers Coleone zu kopieren; an die Größe der Aufgabe glaubten sie einfach dadurch heranzureichen, daß sie ihren Ofen auf einen anderen, noch breiteren und schwereren Ofen setzten, auf dessen Rand, wie auf einer umlaufenden Ofenbank, allerlei allegorische oder realistische Persönlichkeiten Platz zu nehmen hatten. In alten Klöstern findet man noch solche Ungetüme, welche sehr viel Holz verbrennen und dafür auch warm halten, aber für gewöhnlich der Kunstsammlung des Klosters nicht zugehört werden.

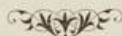
Man hat sich in den beteiligten Kreisen bei dieser Ausschreibung besonders viel von unseren Architekten versprochen, welche bei Künstlerfesten und ähnlichen Anlässen schon häufig Maler und Bildhauer mit ihren Decorationen in den Schatten gestellt hatten. Nun ist die Enttäuschung da. Die Architekten haben bewiesen, daß sie mit Leichtigkeit Millionen zu verbauen verstehen würden; aber eine organische Verbindung zwischen einem Denkmal und einem Bau auch nur auf dem geduldigen Zeichnungspapier herzustellen, ist keinem einzigen gelungen. Der kühne Herr, der eine ungeheure gotische Kirche mit einem Riesendenkmal davor ausstellte, hat wenigstens die Gelegenheit benützt, hübsche Gotik zu zeichnen. Ein anderer hat einige hundert Meter der Sieges-Allee in eine Brücke verwandelt, über deren Bogen sich das Denkmal erheben soll. Den Vorschlag aber, die ganze Charlottenburger Chaussee auszubaggern und sie als Kanal unter dieser Brücke durchzuführen, diesen Vorschlag hat er noch nicht gemacht. Ein dritter hat seinen Wis daran geübt, das alte, schöne Brandenburger Thor in seiner griechischen Schönheit in einen unförmlichen, riesenhaften, romanischen Bogen hineinzuzwängen. Das ist aber noch nicht alles. Den Herren Architekten macht es nichts, das ganze Brandenburger Thor, oder wenigstens seine Flügel abzutragen und auf einen bequemeren Platz hinzusetzen. Noch radikaler wäre es jedenfalls, ganz Berlin in eine minder flache Gegend zu versetzen, damit das Denkmal auf einem Hügel besser zur Geltung kommen könnte. Und doch sind noch diese Phantasien eher zu begreifen, als der Mann, welcher das Brandenburger Thor stehen läßt, dafür aber dicht davor einen anderen Triumphbogen aufbaut, aus welchem nach seiner Idee der Kaiser ganz naturalistisch hervorsteht. Das wäre ganz schön; nur daß der Triumphbogen in Wirklichkeit ein Triumphbogen aus Sandstein wäre, der Kaiser aber eine Statue auf einem Sockel.

Das wichtigste Ergebnis der Architektenbewerbungen ist wohl ein negatives. Alle diese Entwürfe, ohne Ausnahme, beweisen nur, daß das Denkmal von jeder umgebenden Architektur geschädigt würde. Diese Überzeugung hat wohl auch einen der Herren auf den verzweifelten Einfall gebracht, das Denkmal in das Innere eines kirchentartigen Raumes zu versetzen. Als Grabmonument ganz gut.

Es wäre heute verfehlt, aus diesem Gewimmel von Plänen schon das künftige Denkmal wählen zu wollen. Die Skizzen mit dem Motto „Nationaldenkmal,“ „Wahrhaft und stark,“ „Salve imperator“ und „Ohne Kaiser kein Reich“ dürften freilich unter allen Umständen eine Art der Auszeichnung verdienen.

Und noch ein Ergebnis wird diese erste Ausschreibung sicherlich haben. Als Standort des Denkmals wird sich wohl nur der Kreuzungspunkt der Sieges-Allee und der Charlottenburger Chaussee empfehlen.

Im allgemeinen läßt sich nicht verschweigen, daß die deutschen Künstler sich der ungewöhnlichen Aufgabe nicht gewachsen gezeigt haben. Hoffen wir, daß das zweite Preisanschreiben einen besseren Erfolg haben wird. Vielleicht sind einzelne Künstler über die Aufgabe nur deshalb gestolpert, weil sie einen zu großen Anlauf nahmen; vielleicht werden die genaueren Bestimmungen des zweiten Ausschreibens ihre Phantasie mehr anregen, als es die Freiheit des ersten vermochte.



Kleine Kritik.



Das hätte sich der alte Kant in seinem Königsberg gewiß nicht träumen lassen, daß genau hundert Jahre nach dem Erscheinen seiner „Kritik der praktischen Vernunft“ ein französischer Roman gegen deren Lehren und Folgerungen geschrieben werden würde. Paul Bourget, einer der erfolgreichsten und feinsten der neuesten Pariser Schriftsteller, hat zwar seinen eben veröffentlichten Roman „Le Disciple“ (Paris, bei Alphonse Lemerre) nicht so sehr gegen Kant gerichtet, als gegen die ihm wohl bekannteren Schriftsteller: Vittré, Taine, Schopenhauer und Spencer. Aber da hilft ihm die schönste Unkenntnis des Kant nicht; die Grundgedanken, gegen welche Paul Bourget ein wenig spät zu kämpfen beginnt, stammen von Kant her, der diese Fragen nach der Freiheit des Willens und der Verantwortlichkeit schon im heutigen Sinne gestellt hat. Das Buch sollte, trotz seiner großen Schwächen und trotz seiner geradezu kindlichen Tendenz, bei uns nicht übersehen werden; denn noch niemals ist deutsche Philosophie mit solcher Nabeltat von einem Dichter auf die Anklagebank gesetzt worden. Die Fabel des Romans würde freilich eine besondere Auszeichnung nicht verdienen. Der Hauslehrer in einer gräflichen Familie weiß die junge Grafentochter dadurch zu verführen, daß er ihr verspricht, sich am Morgen gemeinsam mit ihr zu töten. Da sie aber im entscheidenden Augenblicke in ihm einen feigen Halunken zu erblicken glaubt, tötet sie allein sich selbst, nicht ohne vorher ihrem ritterlichen Bruder brieflich alles eingestanden zu haben. Durch eine Reihe komödienthafter Zufälligkeiten gerät dann der Hauslehrer in den Verdacht, der Mörder der jungen Gräfin zu sein. Vor Gericht verteidigt er sich jedoch nicht, wie er meint aus Stolz, in Wirklichkeit wohl nur deshalb, weil das, was er zur Aufklärung zu sagen hätte, noch schlimmer wäre als ein Mord. Auch der Bruder des Opfers, eine vorzüglich gezeichnete Gestalt, schweigt um der Ehre seines Hauses willen. Erst bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung, nachdem ihn ein anonymes Schreiben des einzigen Mitwissers bei seiner eigenen Ehre gepackt hat, giebt er öffentlich die Wahrheit kund, um eine Stunde darauf den Verführer seiner Schwester über den Haufen zu schiefen. Dies der eigentliche Roman, welcher dadurch nicht um vieles besser wird, daß Paul Bourget ihn mit dem Untertitel versieht: „Die Beichte eines jungen Mannes von heutzutage.“ Das erinnert oder soll wenigstens erinnern an Goethe und Musset; aber die dichterische Kraft ist zu gering, um auch nur einen Vergleich zu gestatten. Dagegen ist die geistige Kraft zu be-

wundern, mit welcher der Verfasser sich die Aufgabe erschwert und vielleicht unmöglich gemacht hat. Der Held der Geschichte ist kein einfacher, natürlicher Mensch, sondern der fanatische Schüler und Jünger eines radikalen Philosophen, der eben, wie Littré oder Taine, die Psychologie unserer Tage lehrt. Der Philosoph selbst schwebt mit seinem ganzen Leben jenseits von gut und böse. Sein Schüler aber konstruiert sich aus der modernen Wissenschaft ein Beruhigungsmittel zu seinem Privatgebrauch. Er glaubt an die Mehrheit des Ich in der menschlichen Persönlichkeit und legt sich seine gemeinen Streiche so zu recht, daß er selbst ein großer Mann sei, und ein anderes Ich in ihm der Schurke. Die größere Hälfte des Buches besteht nun aus der Beichte des Schülers, welcher seinem verehrten Meister mit einem schrecklichen Aufwand von Psychologie die ganze Geschichte erzählt, wahrscheinlich — was der Verfasser allerdings nicht im entferntesten andeutet — um sich von dem alten Herrn das Leben retten zu lassen. Diese Form der Erzählung gestattet dem Autor, oft bis zur tiefsten Seelenkenntnis, oft bis zur langweiligsten Selbstbespiegelung, wissenschaftliche Beobachtungen an seiner eigenen elenden Seele anzustellen. Steigt dadurch der Ton dieses Romans hoch über die gewöhnliche Unterhaltungsschriftstellerei, so sinkt der Verfasser doch wieder um so tiefer durch die Absicht, welche er freilich deutlich nur in der Vorrede ausspricht. Danach sind einfach die Philosophen von Kant bis Taine für seinen Halunken verantwortlich zu machen; und geradezu komisch wirkt es, daß der große Philosoph des Buches, der Meister seines Jüngers, diese Verantwortlichkeit am Ende durch fromme Tränen bekennt. Die Wahrheit ist, daß der Schüler ein Lump auf eigne Faust war und überdies ziemlich stark an der neuen Krankheit litt, die man moralischen Wahnsinn nennt. Sonst müßte für die Nichtswürdigkeit dieses feigen Verführers schließlich auch noch Kopernikus verantwortlich gemacht werden, und der konnte das wirklich nicht vorher wissen. — Paul Bourget wäre kein Franzose unserer Zeit, wenn er nicht auch ein wenig mit der Nevada-Glocke läuten würde. Es ist der preisgegebene Hauslehrer, der dadurch um den letzten Rest von Sympathie gebracht werden soll, daß er in seiner Beichte gesteht, er empfinde keinen Haß gegen Deutschland. „Ich hatte mir Mühe gegeben, diesen Haß in mir zu zerstören, als das schlimmste von allen Vorurteilen; mir ekelte vor den thörichtsten Genossen, welche ich an einem dummen Patriotismus sich berauschen sah; aber es kam auch Bewunderung dazu, Ehrfurcht (religion) für das Volk, welchem die Psychologie Kant und Schopenhauer, Loge und Fegner, Helmholtz und Wundt verdankt.“ Kein Zweifel, daß Paul Bourget die von ihm bekämpfte Wissenschaft recht gut kennt; um so trauriger, daß er in seiner beschränkten Vorrede wie ein chauvinistischer Fastenprediger zu den jungen Franzosen spricht. Das poetische Verdienst des Buches ist gering. Es soll aber nicht unterschätzt werden, daß hier im Rahmen einer immerhin spannenden Handlung Dinge erörtert werden, welche das letzte Denken der besten Köpfe ausmachen; eine deutsche Antwort auf diese Anklageschrift wäre ein braves Werk. Aber wer dürfte sie schreiben?

M.

Bismarckbriefe. Neue Folge. (Berlin, Hennig & Eigendorf.)

Das erste Bändchen dieser „neuen Folge“ von Bismarckbriefen wird den Politikern wenig Kopfzerbrechen machen. Der Sammler wird ohne Wahl zusammengescharrt, was leicht zu finden war, und so fehlt es durchaus an Überraschungen. Wer sich aber an keinem Parteiprogramme den Magen verdorben hat und darum noch unverdorrene Geschmacksnerven für den künstlerischen Wert der Bismarckgestalt besitzt, der wird auch diese neuen Briefe des Kanzlers mit dem größten Genuß lesen. Es ist geradezu unbegreiflich, wie ein Deutscher dermaßen ein Gegner von Bismarck sein kann, daß er sich von dem sprühenden Geist und von der überlegenen Ironie des Mannes nicht erfreuen ließe. Nur die gelegentlichen Antworten, welche der Reichskanzler auf Glückwünsche und ähnliche Sendungen als höflicher Mann zu geben pflegt, und die hier zahlreich abgedruckt werden, sind mitunter unbedeutend. Die intimen Briefe strotzen von Leben, und die an seinen Duzfreund Motley enthalten einen burlesken Humor, den später einmal kein Biograph Bismarcks wird übersehen dürfen. „Les politics be hanged“ schreibt der preussische Minister im Mai 1864. Schade, daß Fürst Bismarck eine so zeitraubende Stellung hat. Eine neue Wochenschrift müßte sich sonst mit allen Kräften um seine Mitarbeiterschaft bewerben.

—r.

Acta Germanica. Organ für deutsche Philologie, herausgegeben von Rudolf Henning und Julius Hoffory, I. M. Hirschfeld, Untersuchungen zur Lokasenna.

Das erste Heft des neuen germanistischen Sammelwerkes darf trotz seines gelehrten Titels den Anspruch darauf erheben, von weiteren Kreisen des deutschen Publikums beachtet zu werden. Die Erörterungen über den Lokimythos und die Deutung des ebbischen Gedichts freilich seien dem Studium der Fachgenossen vorbehalten. Allein das Gedicht selbst, in welchem Loki die bei festlichem Gelage versammelten Götter und Göttinnen der Reihe nach mit Schmähungen überschüttet — die Damen müssen alle den Vorwurf der Buhlerei über sich ergehen lassen — und der eins der charakteristischsten Denkmäler humoristischer altnordischer Poesie ist — wird uns in einer geradezu mustergültigen — nicht stabreimenden, sondern prosaischen — Übersetzung dargeboten, welche sich dem rein derben Ton des Originals aufs vollkommenste anschmiegt; und eine ausführliche Inhaltsanalyse sorgt für das Verständnis ihrer Einzelheiten. Zudem stellt sich uns das durchaus in Dialogform gehaltene Gedicht als das „älteste uns erhaltene germanische Lustspiel“ vor; das Titelblatt der Übersetzung lautet: „Lokasenna. Lokes Zwist bei Agers Trinkgelage. Götterkomödie in einem Akt;“ durch beigegebene Bühnenweisungen will Hirschfeld das dramatische Leben des Gedichts anschaulich hervortreten lassen. Wie weit allerdings eine solche Auffassung berechtigt ist, wird die wissenschaftliche Forschung noch festzustellen haben.

b.

Guy de Maupassant, Fort comme la Mort (Paris, Paul Ollendorff 1889).

Guy de Maupassant ist unter den lebenden Franzosen einer der wenigen, die mitunter noch ganz Franzose sind. Seine größten Erfolge hat er den übermütigen Skizzen zu verdanken, in denen er sich mit altem gallischem Humor komischer Situationen aus dem sogenannten Liebesleben bemächtigt. In diesem Genre hat er einzelne kleine Meisterstücke geliefert, deren sich Balzac und Voltaire nicht zu schämen hätten. Leider begnügt sich auch Maupassant nicht damit, zu schaffen, was er kann. Auch er hält vermutlich etwas Langeweile für vornehm und bietet uns von Zeit zu Zeit einen psychologischen Roman, den andere besser schreiben würden als er. Fort comme la Mort erzählt die Geschichte des üblichen Pariser Collage, diesmal zwischen einem ledigen Maler und einer verheirateten Gräfin. Die Liebesgeschichte selbst ist gut erzählt und voll von persönlichen Zügen. Wie der Maler aber dann nach Jahren zugleich die Gräfin und deren erwachsene Tochter liebt und darüber stirbt, das ist zu schlecht erfunden, um gut erzählt werden zu können.

—r.

A. Oskar Maupmann, Der Humor im deutschen Heere. (Berlin, Verlag von J. H. Schorer.)

Ein stattlicher Band, der ohne Frage bei dem Volke in Waffen ungeheure Verbreitung finden wird. Man sammelt heutzutage im Dienste von Berlegern ungarische und sächsische Anelboten, warum nicht auch die militärischen? Der Herausgeber hat sich die Sache überflüssigerweise erschwert, indem er mit litterarischem Ehrgeiz die gesalzensten Scherze fortließ und dafür in selbständigen Betrachtungen höhere Gesichtspunkte suchte. Die wenigsten Leser werden ihm für diese beiden Bemühungen dankbar sein.

—r.

Paul Hense arbeitet gegenwärtig an der Herausgabe seiner gesammelten Übersetzungen: „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts;“ er selbst mag dieses Werk gern für ein rein litterar-historisches ausgeben, seine Verehrer werden sich nicht täuschen lassen und ihren Dichter auch da nicht vermissen, wo er nur nachdichtet. Der eben erschienene zweite Band enthält die Gedichte und Prosaschriften Leopardis, des viel citierten, aber von den Deutschen bisher nur wenig gelesenen „Pessimisten.“ Die Vorrede Heyfes, worin er den Subjektivismus jeder pessimistischen Weltanschauung an Leopardis Beispiel glänzend darlegt, ist allein ein kleines Meisterwerk und verdient vielleicht ebenso bekannt zu werden, wie Leopardis traurig schönen Verse.

f.

Die besten Bücher aller Zeiten und Litteraturen wollten drei Männer „zur Beratung des lebenden Publikums“ zusammenstellen, und sie wandten sich daher an eine Reihe mehr oder weniger bekannter Persönlichkeiten mit der Bitte, der Sache nutzbare Listen einzusenden. Und es fanden sich wirklich freundwillige Leute, die auf den sonderbaren Wunsch eingingen. Nach sorgfältiger Durchsicht der oft recht umfangreichen Verzeichnisse kann man ein Gefühl des Staunens darüber nicht unterdrücken, hier die gelobtesten Bücher aller Zeiten und Litteraturen dem lesenden Publikum empfohlen zu finden. Die lebenden Autoren sind — mit ganz geringen Ausnahmen — vornehm ignoriert worden, jedenfalls auch „zur Beratung des lebenden Publikums.“ Übrigens entdeckt man auf den 48 Seiten — der Rest von etwa 70 Seiten ist Berlegerreflexe — manch ergötzliches Selbstbekenntnis. Ein sehr bekannter Geistlicher, der alles aufzeichnen will, was ihn dauernd und mächtig bewegt hat, weiß nichts von Goethe, Shakespeare, Schiller, Lessing zu sagen, und ein berühmter Gelehrter hat seine „allgemeine Bildung“ durch A. v. Humboldt, Schiller, Goethe, Lessing und — Hauff gewonnen. Gegenüber solcher Bescheidenheit erweist doppelt die prächtige Rücksichtslosigkeit von Theodor Fontane, der den Mut hat, sich zu Cooper und Zola, zu Eugène Sue und Leo Tolstoi zu bekennen und seine „kalte Bewunderung“ der Goethe'schen Prosa dreist auszusprechen. Die ausführlichsten Listen haben die Herren E. v. Hartmann und — Karl Bleibtreu eingesandt. Herr v. Hartmann wünscht u. a. die Edda, Cicero, Tacitus, Racine, Corneille, Milton's „Paradies“, Alopstods „Messias“, den „Kosmos“ von unverdientem Ruhm ausgeschloffen zu sehen, während Herr Bleibtreu mit schwerem Herzen auf Rousseau und Voltaire Verzicht leisten möchte. Wo in deutschen Landen für die aufgestellten Bildungssätze ein „lesendes Publikum“ zu finden ist, darüber äußert sich keiner der Gäste, feiner der Gastgeber. Und doch scheint das nicht gerade das Unwesentlichste an der Sache zu sein, denn daß die getreulich verzeichneten Dichter und Denker — von Homer bis auf Paul Lindau — einige gute Bücher geschrieben haben, das war einem weiteren Kreise nicht so unbekannt geblieben, wie die Berater des lebenden Publikums anzunehmen scheinen.

mh.

Die „Gesellschaft von Berlin,“ der man seit den Tagen der Frau von Staël so eifrig auf die vernünftige Spur zu kommen sucht, ein Berliner Berleger hat sie in einem der vielen unbeschäftigten Augenblicke seines Erdbdaseins frischweg entdeckt. In einem angenehmen wirkenden Einbände sammelte der gewigte Herr die Adressen von Beamten, Börsenherren, Offizieren, Industriellen, bis herab zu den Künstlern und Schriftstellern, und als er der Männlein und Weiblein genug zu haben glaubte, ließ er das Titelblatt mit der stolzen Aufschrift „Gesellschaft von Berlin“ anfertigen. So entstand ein Buch wie andere mehr. Ärgerlich ist das sicherlich idealen Beweggründen entsprossene Unternehmen wohl nur für diejenigen Menschen, die wider eigenes Wissen und Willen hier an den Gesellschaftspranger gestellt sind; ihre Empfindungen mögen wohl denen eines ehrlichen Kunstfreundes gleichen, der zufällig unter ein beutegieriges Premierendepublikum gerät. Übrigens sind auch die Werke und die Orden der Gesellschaftszugehörigen fein ordentlich aufgezählt, und ein von statistischem Wahnsinn befallener Reporter will entdeckt haben, daß sich unter den spät aber glücklich dekorierten Schriftstellern einer befindet, der niemals in seinem Leben einen Ordenswitz gemacht hat. Doch geben wir diese unverbürgte Nachricht unter aller Reserve wieder.

mh.

Der internationale Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter versendet soeben sein zehntes Flugblatt. Die darin mitgeteilten Auszüge beweisen allerdings, daß unsere Physiologen in ihren Laboratorien unzählige Tiere aufs furchtbarste quälen. Ob diese wissenschaftliche Tierfolter zu ihren sichern Ergebnissen im richtigen Verhältnis steht, das muß jeder einzelne Forscher mit sich selber ausmachen, solange die Menschenrechte des achtzehnten Jahrhunderts nicht auch auf die Tierwelt ausgedehnt worden sind. Ohne Zweifel, die Vivisektoren quälen Tiere; die Antivivisektionisten aber, die uns so schmerzliche Flugblätter ins Haus schicken, quälen Menschen.

—r.